

NATURSCHÄTZE IM WANDEL DER ZEIT

200 JAHRE NATURMUSEUM SOLOTHURN



Herausgegeben vom
Naturmuseum Solothurn

NATURSCHÄTZE IM WANDEL DER ZEIT

200 JAHRE NATURMUSEUM SOLOTHURN



Herausgegeben vom
Naturmuseum Solothurn

© Naturmuseum Solothurn, 2025.

Alle Rechte vorbehalten.

Reproduktionen, Nachdrucke und die Verwendung von Textauszügen dieses Buches sind ausdrücklich erlaubt, so sie mit der Quellenangabe «Naturmuseum Solothurn, 2025» versehen sind. Die gilt auch für die Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen und für andere elektronische Formate. Nicht zulässig sind der Nachdruck oder die sonstige Wiedergabe von Bildern. Die Erteilung von diesbezüglichen Nachdruckrechten obliegt ausschliesslich den genannten Quellen und Copyright-Inhabern.

Idee und Projektleitung:

Dr. Thomas Briner

Inhaltliche Begleitung:

Dr. Thomas Briner

Mit Unterstützung von:

Walter Künzler

Autor:

Torsten Haeffner

Gestaltung:

Typografie & Gestaltung Reto Wahlen, Solothurn

Korrektorat:

Melissa Flück, Rüttenen

Druck:

Druckerei Herzog AG, Langendorf

Finanzierung:

Einwohnergemeinde Solothurn

Mit freundlicher Unterstützung durch:



Emil und Rosa Richterich-Beck Stiftung; Natur- und Heimatschutzfonds Kanton Solothurn; Stiftung Temperatio; Rotary-Club Solothurn; BK Atlantis Stiftung

ISBN 978-3-907754-00-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

VORWORT

Wer heute über den Solothurner Klosterplatz geht, mag glauben, das stattliche Haus mit der Bezeichnung «Naturmuseum» habe es schon immer gegeben. Doch nichts war «schon immer». Nicht die Natur, nicht die Welt und erst recht nicht das Naturmuseum.

«200 Jahre Naturmuseum Solothurn» – der Untertitel des vorliegenden Jubiläumsbuchs beschreibt weit mehr als die Geschichte eines Hauses. Der von uns beauftragte Autor Torsten Haeffner erzählt in diesem Buch vor allem von Menschen und ihren mehr oder minder steinigen Wegen. Und steinige Wege gingen sie: Franz Josef Hugli, Franz Lang, Isaak Bloch und seine Getreuen. Und das waren lediglich die teils heute noch bekannteren Anstossgeber. Zählt man die vielen Männer und auch Frauen hinzu, die über die zurückliegenden zwei Jahrhunderte am Aufbau und gedeihlichen Werden des Naturmuseums tatkräftig mitwirkten, kommen leicht Tausende zusammen. Tausende – und es werden immer mehr.

Ihnen allen lag und liegt am Herzen: die Welt, ihre Geschichte, die Natur und das in ihr vorkommende Leben auch in seiner Vergänglichkeit zu entdecken, zu verstehen, zu würdigen, zu dokumentieren und zu bewahren. Und so darf mit Fug und Recht gesagt werden, dass das Naturmuseum Solothurn in der Schweiz einer der frühesten Anstossgeber für die Bewahrung der Umwelt war – und unverändert ist.

«Naturschätze im Wandel der Zeit – 200 Jahre Naturmuseum Solothurn» ist keine trockene historische Abhandlung, sondern erzählt spannende Geschichte – in oft anrührenden Texten, aber auch in Form von 11 historischen Steinwürfen, die die Entwicklung des Naturmuseums wesentlich prägten. Wie in der Natur und im Leben zählt hier das Kleine im Grossen, das Einzelne als Teil des Ganzen. Selbst das Kleinste zu beachten, es zu würdigen, dies war und ist die Aufgabe des Naturmuseums Solothurn: gestern, heute und in den nächsten 200 Jahren.

Solothurn, im September 2025

Dr. Thomas Briner
Leiter Naturmuseum Solothurn

INHALTSVERZEICHNIS

Die Anfänge – von 1825 bis 1902

Franz Josef Hugli – Der Gottsucher	10
Franz Vincenz Lang – Der Langstreckenläufer	43

Ein Haus für Kunst und Wissenschaft – von 1902 bis 1980

Isaak Adolf Bloch – Der Herkules und seine Getreuen	64
---	----

Ein Museum im Wandel – von 1980 bis heute

Gespräch mit Walter Künzler, Leiter Naturmuseum Solothurn 1978–2011	88
Gespräch mit Dr. Thomas Briner, Leiter Naturmuseum Solothurn seit 2011	113

Historische Steinwürfe

#01 Ein bärenstarkes Geschenk	38
#02 Sprungbrett Naturmuseum	40
#03 Das Scheitern am Menschen	56
#04 Citizen Science	58
#05 Spielerisches Entdecken	60
#06 Lebende Tiere im Museum – Das Aquarium	82
#07 «Leitmuseum der 1980er Jahre»	84
#08 Gesucht: Schweizer Nachwuchs	108
#09 Aus der Not eine Tugend machen	110
#10 Grossbaustelle während Jahrhunderten	130
#11 «Man muss auch mal «Nein!» sagen können»	132

Bildnachweise	134
----------------------	-----

Wichtige Quellen und weitere Literatur	138
---	-----

Was Sie hier erwartet:

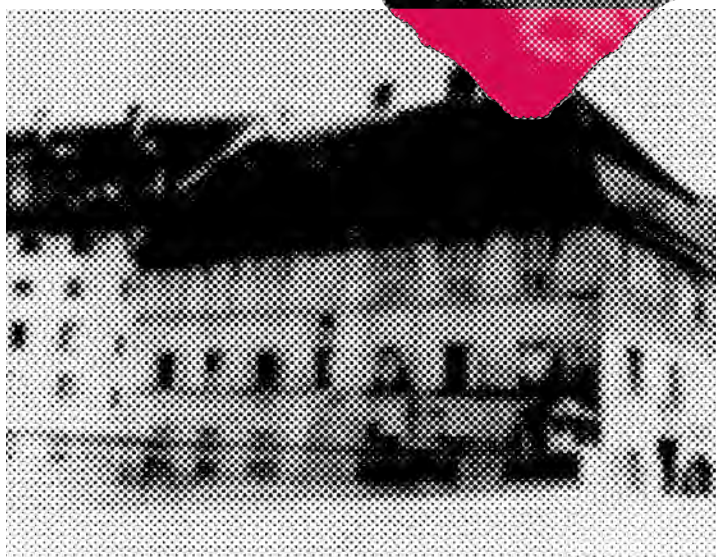
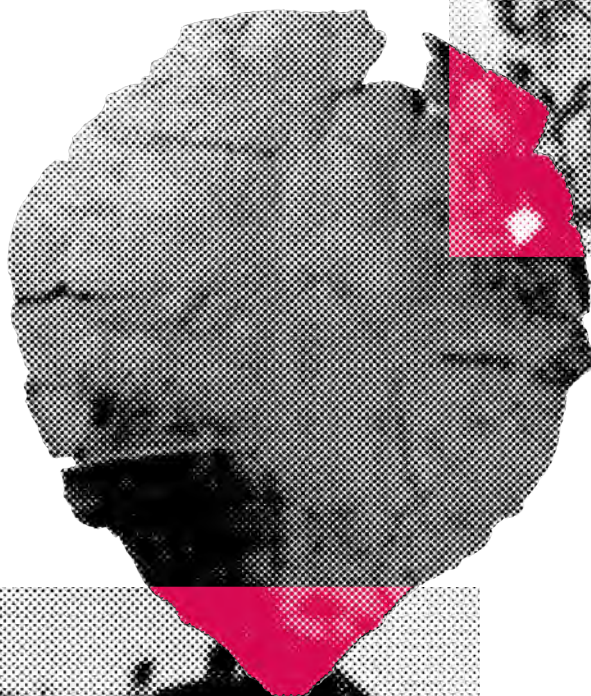
In jedem Fall keine Langeweile! Wer sich zur Naturgeschichte und der spannenden Geschichte des Naturmuseums Solothurn gut informieren und unterhalten möchte, kommt hier auf seine Kosten: Sie finden in diesem Jubiläumsbuch mitunter zu Herzen gehende und zu Kopf steigende Texte. Und die erzählen natürlich vom Naturmuseum, vor allem aber von jenen Menschen, die das nun 200-jährige Haus prägten. Daneben gibt's auch «Kurzfutter». Etwa in Form der 11 Steinwürfe, die das Naturmuseum prägten oder in diversen, für sich stehenden Kurzbeiträgen.

Historische Steinwürfe

Immer wieder gab es in der neueren Geschichte des Naturmuseums Solothurn überraschende Initiativen und prägende Ereignisse. Aus heutiger Sicht waren das alles Geschenke. Denn noch immer wirken sie fort, noch immer lassen sich Jung und Alt von ihnen begeistern, und noch immer sind diese «Steinwürfe» Auslöser für Neues. Die folgenden Kurzgeschichten erzählen, wie aus Steinwürfen Wellen wurden, die noch immer ans Ufer schlagen.

DIE ANFÄNGE

Von 1825 bis 1902



Franz Josef Hugi – Der Gottsucher

Müsste man dem Leben des Naturforschers Franz Josef Hugi einen Titel geben, er lautete: «Drama». Da brannte einer darauf, die Welt erkunden, erkennen und erklären zu können – und machte Solothurn zu einem Zentrum der Geologie und Paläontologie. Doch am Ende wurde er kaltgestellt.

Es müssen schreckliche Stunden gewesen sein, als am 2. März 1798 in Grenchen französische Soldaten anlässlich der militärischen Auseinandersetzung zwischen der Ersten Französischen Republik und der Alten Eidgenossenschaft zwischen dem 28. Januar 1798 und dem 28. Mai 1799 den Müller Andreas Hugi (1758–1798) verfolgten. Dieser hatte sich anlässlich des «Franzosenfalls» gemeinsam mit weiteren Bürgern Grenchens erst an die Spitze des Landsturms gegen die Franzosen gestellt, schliesslich deren Übermacht erkannt und dann fliehen wollen, um im nahegelegenen Solothurn Schutz zu finden. Doch die Franzosen holten Hugi und den nicht von seiner Seite weichenden Knecht ein und erschossen sie.

Die Frau Hugis und seine beiden Söhne, Urs Josef und Franz Josef, fanden Andreas Hugi tags drauf auf einem Feld zwischen Grenchen und Bettlach liegen. Franz Josef, der Jüngste, gerade sieben Jahre alt geworden, betrachtete stumm den toten Vater. Dann begann er mit seinem Bruder und der Mutter für das Seelenwohl des Vaters zu beten.

Was wird aus zwei Knaben, die in Kindesjahren den eigenen Vater tot auf dem noch winterlichen Acker fanden? Urs Josef, der ältere Sohn des Gefallenen, übernahm der Tradition gemäss bald einmal in Grenchen die väterliche «Untere Mühle». Und Franz Josef? Wurde Gottsucher. Und mutig. Sehr mutig.



Die Untere Mühle in Grenchen wurde von Franz Josefs Hugis Vater und später von dessen Bruder betrieben. Bild um 1910.

Natürlich hatte der kleine Franz Josef von seiner Zukunft keine Ahnung, so wie es überhaupt ein Glück ist, dass der Mensch sein Leben nicht voraussehen kann. Könnte er am Anfang seines Lebens auch nur erahnen, was ihm im Guten wie im Schlechten begegnen wird, er würde wohl verzagen oder grössenwahnsinnig werden.

Franz Josef Hugi hätte eine Zeit lang gute Optionen auf Letzteres gehabt. Denn 197 Jahre später, also 1995, schrieb die *Neue Zürcher Zeitung* in ihrer Rubrik *Alpinismus*: «Der Alpinist, Naturforscher, Wissenschaftler, Politiker und Theologe Franz Josef Hugi war eine unglaublich vielseitige Persönlichkeit», und unterschlug dabei, dass Hugi vor allem Pionierwissenschaftler, einer der ersten und bis heute renommierten Gletscherforscher, dann auch Buchautor, Priester, Lehrer sowie Gründer der Naturforschenden Gesellschaft und des Naturmuseums Solothurn war.

So viel Leben für Einen. Doch für einen Gottsucher grad genug.

Doch bevor Franz Josef sich auf die Suche machen konnte, mussten der Vater und der Knecht erst einmal begraben werden. Sie fanden ihre letzte Ruhe in Grenchen. Wer will, der findet westlich der römisch-katholischen Kirche St. Eusebius ein reichlich verwittertes Steinkreuz, das noch heute ihrer erinnert.

Dem Verlust des Vaters in jungen Jahren stand ein grosses Vermächtnis gegenüber: Franz Josef Hugi war – wie sich später zeigen wird – wahrlich mit Talenten gesegnet. Ein guter Schüler war er. In den an seiner Schule geführten Notenstatistiken war er stets auf den vorderen Rängen gelistet. Seine herausragenden und ebenso noch hier zu belegenden sprachlichen Fähigkeiten führten dazu, dass ihn die Mutter schon bald in den Lateinunterricht schickte, zum Kaplan von Oberdorf nahe Solothurn. Es darf als gesichert gelten, dass der junge Hugi in diesem Unterricht gute Fortschritte erzielte, andernfalls wäre es ihm unmöglich gewesen, ab 1807, also mit 16 Jahren, das Kollegium von Solothurn und dort die obere Klasse der Grammatik zu besuchen.

Falsch wäre hingegen, aus diesem Umstand abzuleiten, Franz Josef Hugi wäre einzig ein braver und strebsamer Student gewesen, der nur seine Bücher kannte. Auch das Gegenteil



«Franzosenkreuz» in Grenchen zum Andenken an die Gefallenen beim Franzoseneinfall.

war nämlich der Fall: Kaum volljährig geworden, also im Alter von 23 Jahren, begann Hugi sich 1814 politisch zu betätigen und beteiligte sich am «Putsch der Liberalen, der die Wiederherstellung der rechtmässigen Mediationsverfassung zum Ziel hatte». So ist es im *Heimatbuch Grenchen* von 1949 zu lesen. Und auch dies: «Allein, das Unternehmen missglückte.»

Die Flucht ins Ausland

Zumindest das letzte Wort dieser Schilderung ist eine massive Untertreibung: Denn Hugi hatte sich keineswegs an einer kleinen, ungeordneten Demonstration einiger pubertärer Jugendlicher beteiligt, sondern sich gleich selbst gegen die Regierung verschworen. Hugi und seine Mitstreiter müssen vom Gelingen ihres Vorhabens überzeugt gewesen sein. Das belegt unter anderem der Umstand, dass sie in Solothurn nicht nur Wälle und Zeughaus besetzten, sondern gar eine provisorische Regierungskommission bildeten und einen liberalen Verfassungsentwurf vorlegten. Keine kleine Sache also.

«Auf Joachim Leonz Eder waren von der Regierung 100 Louis d'or Kopfgeld ausgesetzt worden. Also tat er es Hugi nach und flüchtete.»



Joachim Leonz Eder

Nun waren die Männer um Hugi – zu ihnen gehörte auch Joachim Leonz Eder (1772–1848), der später als Jurist und Politiker schweizweit zu Ansehen gelangte – allesamt noch keine Politprofis. Die Herren der Staatskommission indes schon. Sie versprachen den Revoluzzern nämlich, sich für die Abschaffung des Untertanenverhältnisses einzusetzen, ausserdem sollte eine Vertretung des Volks künftig bei der Gesetzgebung beteiligt werden, und obendrein sollten die Aufständischen in den Genuss einer Amnestie gelangen.

Derart zufriedengestellt, löste sich die «provisorische Regierung» wieder auf, auch wurde die Verfassung geändert, elf der Delinquenten jedoch sollten – Amnestie-Versprechen hin oder her – vor Gericht gestellt werden und wurden zur Verhaftung ausgeschrieben. Darunter: Franz Josef Hugi.

Schon damals wusste jeder rechtschaffende Staatsbürger: So ein Haftbefehl ist nicht zu unterschätzen. Nicht nur wegen der drohenden Kerkerhaft, sondern auch wegen dessen Schicksalshaftigkeit. Denn wer einmal für schuldig befunden worden war und hinter Gittern sass, dessen weiterer Lebensweg war vorgezeichnet.

Für Hugi hätte ein Schuldspruch zunächst bedeutet, dass er sein bereits begonnenes Theologiestudium in Solothurn nicht hätte fortsetzen können. Also tat er – wie mancher seiner Mitstreiter auch – das einzig Richtige: Er türmte, und zwar in die niederbayrische Stadt Landshut.

Die Universitätsstadt war eine vortreffliche Wahl: Sie glänzte schon damals, ebenso wie Solothurn, durch ihre betörende Schönheit. Bauwerke der Gotik und Renaissance schmückten die Strassen der Isarstadt. Obendrein verfügte Landshut über eine erst 1800 von Bayerns Kurfürsten Max IV. Joseph gegründete und damit sehr junge Universität, die damals von vielen Schweizer Theologiestudenten besucht wurde.

1802 war die Universität in die Gebäude des aufgehobenen Dominikanerklosters und des ehemaligen Jesuitenkollegs gezogen. Hier wollte sich Hugi ab 1814 unter anderem seinen theologischen Studien widmen.

Es ist kaum anzunehmen, dass Hugi in seinen Landshuter Jahren schweres Heimweh plagte. Denn wie sich gleich zeigen wird, hatte der angehende Theologe mit seiner Flucht in die Isarstadt einen wahren Glückstreffer gelandet, und der trug den Namen Johann Michael Sailer (1751–1832).



Theologieprofessor
Johann Michael Sailer.



Das Universitätsgebäude von Landshut im ehemaligen Dominikanerkloster. Hier studierte Franz Josef Hugi Theologie.

Um Hugi, seinen Lebensweg sowie sein späteres Denken und Handeln besser verstehen zu können, ist es unerlässlich, diesen Johann Michael Sailer etwas genauer zu betrachten. Sailer war nicht nur einer der bedeutendsten Professoren in Landshut, sondern hatte obendrein einen ähnlich dramatischen Lebensweg hinter sich, wie er Hugi noch bevorstehen sollte.

Alleine der Umstand, dass Sailer ein ehemaliger Jesuitenschüler war, später gar dem Jesuitenorden beitrat und nun eben in Landshut Vorlesungen hielt, war anfangs des 19. Jahrhunderts ebenso aussergewöhnlich wie Sailer's Unterrichtsmethoden. Statt auf Latein unterrichtete er auf Deutsch, und das keineswegs mit irgendeinem professoralen Dünkel. Waren die Vorlesungen zu Ende, streifte der

Theologieprofessor mit seinen Studenten durch die Natur, vertiefte auf Spaziergängen religiöse und kirchliche Themen oder die Lesung des Tages. Und so ist es kein Wunder, dass dem Praktiker und Theoretiker Sailer, er hatte zuvor als Weltpriester im Bistum Augsburg gedient, die Schüler anhänglich wurden.

Mutige Grenzüberschreitungen

Nicht allen Zeitgenossen gefielen der damals eigentümliche Lehrstil, der offenherzige Umgang mit seinen Studenten und die Lehre des Theologieprofessors. Sailer sah sich – wie später auch Hugi – immer wieder einflussreichen Gegnern gegenüber, die ihn der Irrlehre beschuldigten, ihn der Grenzüberschreitungen verdächtigten oder ihn sogar verleumdeten. Ein Stein des Anstosses war dabei sein Engagement in einem konfessionsübergreifenden Gelehrtenkreis, der sich mit Fragen der ökumenischen Theologie auseinandersetzte.

Angesichts dessen ist es kaum überraschend, dass in Sailers Lebenslauf zweimal das Wort «Brachjahre» zu lesen ist, die sich jeweils über vier bzw. fünf Jahre hinzogen und in denen Sailer jegliche Lehrtätigkeit verboten war.

Sailer war – wie auch Franz Josef Hugi – ein Mann des Aufbruchs. Beider Lebenswege weisen Parallelen und harte Bruchstellen auf, wie sie wohl in den sich überlappenden Zeiten der Aufklärung, der Säkularisation und der Beharrung am Althergebrachten zumindest nicht unnormale waren.

Franz Josef Hugi tat es jedenfalls seinem Professor gleich. Er überschritt Grenzen, studierte in Landshut nicht nur Theologie, sondern dank seiner früh entdeckten Vorliebe für Naturwissenschaften auch Physik, Astronomie, Zoologie, Physiologie, Mathematik und Botanik. Er legte einige Pflanzensammlungen an und schrieb geologische Artikel für die damals renommierte Zeitschrift ISIS, in der auch Alexander von Humboldt publizierte. Schliesslich kehrte er nach Solothurn zurück und wurde 1819 zum Priester geweiht.

Den pastoralen Dienst übte er jedoch nie aus. Stattdessen hatte er sich bereits 1818 für eine Stelle als Lehrer an der Solothurner Waisenhautschule beworben und wurde schliesslich auch als zweiter Lehrer gewählt.

Rainer W. Walter (1938–2024), selbst Lehrer im Grenchner Kinderheim Bachtelen,



Ehemaliges Waisenhaus in Solothurn, heute Verwaltungsgebäude der Bürgergemeinde.

Politiker, Journalist und bis 2003 Chef des Amtes für Kultur und Sport im Kanton Solothurn, schrieb 2005 in einer Gedenkschrift anlässlich des 150. Todestages von Franz Josef Hugi: «Sein (Anm.: Hugis) Biologieunterricht stiess, obwohl er Geistlicher war, bei den Patriziern von Solothurn auf erheblichen Widerstand. «Ist es nicht gottlos, dem Herrgott mit Fernrohren in die Milchstrasse hineinzugucken?», jammerten sie und meinten, wer Tiere, Pflanzen oder gar Steine in die Schulstube schleppe, verstosse gegen die Ideale einer klassischen Bildung.»

Natürlich fand Franz Josef Hugi die «Tiere, Pflanzen oder gar Steine» nicht in irgendwelchen Solothurner Hinterhöfen oder im Waisenhausgarten, sondern in Gottes freier Natur. Dort zog es ihn hin. Dank seiner in Landshut abgeschlossenen Studien in den naturwissenschaftlichen Fächern war sein Interesse an diesem Gebiet noch gewachsen.

Der Grencher Lehrer, Bibliothekar und Lokalhistoriker Werner Strub (1888–1950) berichtet in seinem 1949 erschienenen *Heimatbuch Grenchen*: «Er (Anm.: Hugi) erhielt als Lehrer an der Knabenwaisenhausschule freie Wohnung, Kost, Licht und Wäsche, überdies eine Besoldung in bar.» Somit verfügte der katholische Junggeselle nicht nur über ein solides Einkommen, sondern mutmasslich auch über ausreichend Zeit, um sich in der näheren Umgebung auf die Suche zu machen. Und er fand.

Es ist an dieser Stelle ein kleiner Einschub erforderlich, um den Naturforscher Hugi seinem heutigen Publikum noch näher zu bringen. Hugi hatte – neben seinem grossen naturwissenschaftlichen Interesse – nämlich schon in jungen Jahren etwas ergriffen, was



Der Schauspieler Tom Hanks inmitten seiner Schreibmaschinensammlung.

man im Allgemeinen «Sammelleiden» oder noch stärker «Sammelfieber» nennt.

Um dies gleich vorwegzunehmen, natürlich gibt es kuriose Vertreter von Sammlern: Der Schauspieler Tom Hanks etwa soll angeblich Schreibmaschinen sammeln. Die drei in Florida beheimateten Schwestern Ariana, Dakota und Dresden Peters, auch «The Chicks With Kicks» genannt, lagern mehr als 6000 Paar Turnschuhe in einem extra für ihre

Sammlung erstellten und klimatisierten Hausanbau. Von diesen vielleicht etwas schräg anmutenden Beispielen abgesehen: Jedes grosse Museum, jedes berühmte Kunsthaus begann mit einem ersten Sammler. Ohne dessen Leidenschaft gäbe es heute weder den Prado in Madrid noch den Louvre in Paris und – eben – auch kein Naturmuseum Solothurn.

Wie gesagt, ob es sich um ein kleines Heimatmuseum oder um eine über die Jahrhunderte gewachsene Ausstellung von Weltruhm handelt, immer begann und beginnt es mit einem ersten Sammler – und einem ersten Stück: einem Knochen etwa, einem Kunstwerk, einer Versteinerung.

«Forscher Hugli fand Überreste von Seeigeln, Haifischen und eine Krokodilschnauze.»

Dieses erste Fundstück mag noch Platz in einem Regal finden. Hat der Sammler, die Sammlerin jedoch «Blut geleckt», empfiehlt es sich, für geeignete Räumlichkeiten zur Aufbewahrung zu sorgen (siehe «Lebende Anachronismen» auf dieser Seite).

Natürlich kann man alles sammeln: Kunstwerke, Oldtimer, Bierdeckel, Handtaschen, Schuhe. Der Erwerb derartiger Objekte erfordert jedoch – je nach Ausprägung der jeweiligen Obsession – meist ein gut gefülltes Bankkonto. Ungleich befriedigender, weil mit persönlichen Anstrengungen und Abenteuern verbunden, ist das Sammeln von Naturobjekten. Das können Schmetterlinge, Versteinerungen oder Pflanzen sein.

Es ist die Sehnsucht nach dem Seltenen, dem Einmaligen, dem Verborgenen, dem von der Schöpfung Geschaffenen, die den Natursammler antreibt. Er geht in die Wälder, in die Berge, er taucht in die Tiefen des Wassers, findet, trägt nach Hause, seine Faszination für das oft unter grossen Mühen Gefundene wächst, er geht erneut auf die Suche, trägt wieder heim, bewahrt auf und schliesslich, nach einer mehr oder minder langen Zeit des Suchens

«Lebende Anachronismen»

Bei aller Sammellust soll man die eigene Wohnung nicht zum Museum machen! Für eine grössere Reihe von Naturobjekten und Kunstgegenständen sollten eigene Räumlichkeiten vorhanden sein. Die eigentlichen Wohnzimmer gehören dem modernen Leben, und so wenig wir einem Pullman Car eine gotische Einrichtung geben, sollten wir in Räumen wohnen, die für Sitten und Kleider verschollener Zeiten eingerichtet sind. Wir wirken in solchen Raritätenkammern wie lebende Anachronismen.

Neue Zürcher Zeitung vom 31. Juli 1908

und Findens beginnt sein wissenschaftliches Interesse zu erwachen. Er versucht, die Kollektion nach wissenschaftlichen Kriterien zu ordnen, zu vervollständigen, er forscht, versteht vielleicht, besorgt sich Literatur, tauscht sich mit Gleichgesinnten aus, erweitert sein Wissen, schafft Platz für die bereits vorhandenen und noch dazukommenden Fundstücke. Auch sie werden sorgsam in Listen eingetragen, man besucht Börsen und Ausstellungen, informiert sich, diskutiert im Kollegenkreis, erwirbt aus diesem möglicherweise neue, aber umso seltenere «Fundstücke», die zu Hause einen schönen Platz finden.

Jeder Sammler, jede Sammlerin geht diesen Weg. Auch Franz Josef Hugi ging ihn – allerdings systematischer als viele seiner damals sammelnden Zeitgenossen und heutigen Nachfolger. Hugi marschierte nämlich nicht einfach drauflos wie ein hungriger, un-



Thalassemys hugii, eines der ältesten Objekte in der Sammlung des Naturmuseums Solothurn.

kundiger Pilzsammler, sondern wusste, dass die Gegend um Solothurn reiche Schätze barg. Schliesslich muss er davon gehört haben, dass im Jahr 1684 bei Ausgrabungen am Schanzenbau ein «Elefantenskelett» zutage gefördert worden war. Die Knochen, auch dies war ihm bekannt geworden, waren einem Mammut zugeordnet und an verschiedene Solothurner Ratsherren verteilt worden.

Hugis mutmasslicher Schluss: Wo Mammutknochen unter der Erdoberfläche lagern, ist noch mehr zu finden. Als naturwissenschaftlich geschulter Mensch griff er nun aber nicht zu Schaufel und Pickel, seine Wege führten ihn vielmehr ins direkte Umland von Solothurn, wo er 1820 einen fulminanten Fund machte.

Rainer W. Walter berichtete 2005 in seiner Festschrift: «In seiner Freizeit befasste sich Franz Josef Hugi intensiv mit der Geologie und durchstreifte unermüdlich den Jura auf der Suche nach Versteinerungen. Auf einem dieser Streifzüge entdeckte er in einer Solothurner Steingrube fossile Riesenschildkröten, die damals wie auch heute noch für Aufsehen sorgten. Sie tragen seinen Namen «Protosaurus hugii» und «Thalassemys hugii».

Der Forscher Hugi fand aber auch Überreste von Seeigeln, Haifischen und eine Krokodilschnauze. Mit seinen Funden bewies er den Solothurnern, dass sich vor Jahrmillionen diese Tiere unter Palmen am Strande des Jurameers tum-

bar. Schliesslich muss er davon gehört haben, dass im Jahr 1684 bei Ausgrabungen am Schanzenbau ein «Elefantenskelett» zutage gefördert worden war. Die Knochen, auch dies war ihm bekannt geworden, waren einem Mammut zugeordnet und an verschiedene Solothurner Ratsherren verteilt worden.

Hugis mutmasslicher Schluss: Wo Mammutknochen unter der Erdoberfläche lagern, ist noch mehr zu finden. Als naturwissenschaftlich geschulter Mensch griff er nun aber nicht zu Schaufel und Pickel, seine Wege führten ihn vielmehr ins direkte Umland von Solothurn, wo er 1820 einen fulminanten Fund machte.

Rainer W. Walter berichtete 2005 in seiner Festschrift: «In seiner Freizeit befasste sich Franz Josef Hugi intensiv



Porträt von Franz Josef Hugi.

melten. Hugis Sammlung bildet die Grundlage des heutigen Naturmuseums am Solothurner Klosterplatz.»

Zu diesem Zeitpunkt war Hugi längst kein gewöhnlicher Sammler mehr, der seine Schätze zu Hause hortete und mehrte. Es reichte ihm nicht, schöne Versteinerungen zu entdecken, ausgestopfte Vögel und dergleichen in seine Wohnung zu bringen. Die Mehrung und Verbreiterung des bürgerlichen Wissens war ihm als Lehrer wie als naturbegeisterter Forscher ein wichtiges Anliegen. Also gründete er mit Gleichgesinnten am 16. August 1823 die Naturforschende Gesellschaft Solothurn (NGSO), nachdem er bereits 1819 Mitglied bei der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft geworden war. Mitgründer des Solothurner Ablegers waren, laut Rainer W. Walter, «der Apotheker Anton Pfluger, der Stadtphysikus Johann Kottmann, Ingenieur Josef Walker, Chirurgus Peter Felber und neben weiteren Interessierten schloss sich auch Stadtrat Ludwig von Roll, Gründer der Eisenwerke, der Gesellschaft an. Die gemeinsam erarbeiteten neuen Erkenntnisse sollten für die Bevölkerung nutzbringend angewendet werden.»



Mitgliedschaftsurkunde der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (Societas Naturae Scrutatorum Helvetorum), 1815.

Hugi – von Erfolg zu Erfolg

Naturforschende Gesellschaften gab es anfangs des 19. Jahrhunderts vielerorts in Europa. Sie waren zwar späte, aber durchwegs logische Resultate der Aufklärung und der aus ihr hervorgegangenen modernen Naturwissenschaft. Das hiess, die Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, sie stammten allesamt aus der gebildeten, bürgerlichen Oberschicht, trafen sich nicht einfach ab und zu, um einander die entdeckten oder erworbenen Schätze zu zeigen. Rainer W. Walter schrieb: «In der Naturforschenden Gesellschaft mussten die Mitglieder reihum über ihre Spezialgebiete und ihre Erkenntnisse berichten. Es fanden pro Jahr bis zu 33 gelehrte Sitzungen und Veranstaltungen statt, was zeigt, mit welchem persönlichem Einsatz die Mitglieder sich für die Erforschung ihrer Umgebung engagierten.»

Wer sich heute in den im Mai 1824 erschienenen Bericht der ersten Jahresversammlung vertieft, der staunt nicht nur über die Wissenschaftlichkeit und Detailtiefe der damals



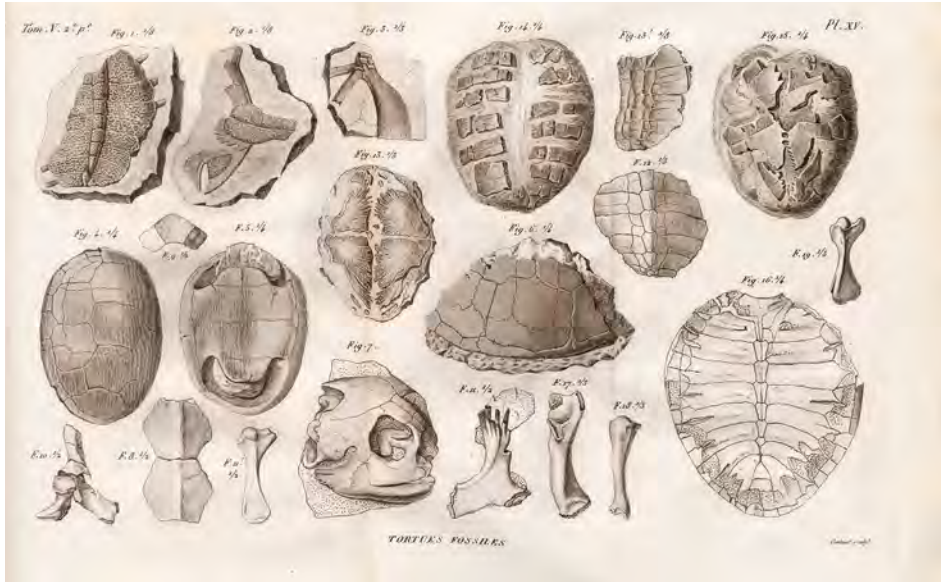
Der Steinbruch Waldegg, einer von 11 Steinbrüchen um die Stadt Solothurn.

gehaltenen Vorträge. Ebenso fällt auf: Hugi selbst, er ist als Vorsteher der Gesellschaft auch der Hauptredner des Anlasses, ergeht sich nicht in naturwissenschaftlichen Details, sondern versucht, das grosse Ganze der Schöpfung begreifbar zu machen. Der Protokollant fasst Hugis Vortrag mit den folgenden Worten zusammen: «Nur aus der Wechselwirkung der Grundformen, aus der Harmonie des Ganzen, erzeugt sich das Einzelne und muss mithin auch aus dem Ganzen erklärt werden. Er durchgeht die einzelnen Prozesse der Erde wie Ein- und Ausathmen, Ausdünsten, Einsaugen, das Uebergehen der Grundformen in einander, die eigentliche Ernährung und die immer neue Belebung zu fortgesetzter Thätigkeit in der Wechselwirkung der Organe.»

Hugi betrachtet somit die Natur als Ganzes, also nicht einzig das Detail, den Aspekt, das Tier, die Pflanze, das Wasser, die Luft, sondern versucht die ganze Schöpfung und den hinter oder über ihr stehenden Geist zu ergründen.

Ist es ein Zufall, dass von den 35 Mitgliedern der «naturhistorischen Kantonal-Gesellschaft in Solothurn» deren elf in geistlichen, also kirchlichen Berufen amtierten, mithin folglich alle Gottsucher waren?

Franz Josef Hugi genoss in der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn ausserordentlich grosses Ansehen. Seine Reputation als Forscher führte dazu, dass er von der Stadtverwaltung die Zusicherung erhielt, wonach die Pächter der Steinbrüche um Solothurn – von



Beleg der engen wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Georges Cuvier und Franz Josef Hugi: Schildkrötenfossilien aus Solothurn, gezeichnet und publiziert vom Begründer der modernen Paläontologie, Georges Cuvier.

denen gab es einige – verpflichtet wurden, alle entdeckten Versteinerungen abzuliefern. Bei Zuwiderhandlung drohte der Verlust des Lehens.

Längst war Hugis Sammeln und wissenschaftliches Tun über die Kantonsgrenzen hinaus bekannt geworden. Und – man kennt das ja – wenn jemand auf einer Erfolgswelle reitet, dann findet er auch immer mehr Nachahmer oder mit viel Glück sogar Zuträger, Helfer und Fürsprecher. Und so meldeten sich immer mehr Sammler bei Hugi und zeigten ihm ihre Kabinette. Manche überliessen sie ihm später gar nach der Gründung des Museums. Nachfolgend eine unvollständige Aufzählung der Entdeckungen Hugis sowie der Schenkungen, die Hugi zugesprochen wurden:

- Entdeckung versteinertes Säugetierzähne durch Hugi. Diese eozänen Säugetierzähne wurden später vom Naturforscher Georges Cuvier (1769–1832) genauer bestimmt.
- Im März 1824 präsentierte Hugi an der 38. Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn (NGSO) seine vollständige Sammlung versteinertes Schildkröten.
- Ebenso besass Hugi neben den Mineralien und Fossilien auch eine beträchtliche Anzahl ausgestopfter Vögel und anderer Tiere sowie aus eigener Sammeltätigkeit ein schönes Herbarium (Sammlung konservierter Pflanzen und Pflanzenteile).

- 1833 bekam Franz Josef Hugi eine Kollektion seltener Meertiere aus dem Mittelmeer geschenkt. Sie stammte von Dr. Charles-Francois Beck (1784–1853) aus Monthey im Wallis. Die Schenkung muss den Stadtoberen von Solothurn sehr viel bedeutet haben. Sie verdankten sie mit einer goldenen Medaille.
- 1836 erhielt Hugi von Oberst Franz Voitel (1773–1839) eine grosse Muschelsammlung geschenkt. Der 1825 zur NGSO gestossene Voitel war viele Jahre in spanischen Diensten gewesen (Regimente Schwaller und Wimpfen) und hatte sich dort in seiner Freizeit offenbar als Meeresforscher betätigt.
- 1847 erhielt Hugi das Fell eines Gemshirsches aus dem Kanton Uri.
- 1854 folgte eine reichhaltige Sammlung ausgestopfter, ausländischer und inländischer Vögel und anderer Tiere (33 Säugetiere, 260 Vögel), deren Wert damals mindestens 5 000 Franken betrug. Schenker war der Kürschner und Grossrat Hieronymus Peter, der seine Vogelsammlung auf seinen Streifzügen laufend erweiterte.



Exotische Vögel des Solothurner Sammlers Hieronymus Peter, vereint unter einer Glaskuppe.

Die zahlreichen Schenkungen zeigen, welche ausserordentliche Wertschätzung viele Solothurner, aber auch Auswärtige dem Sammler und Naturwissenschaftler Franz Josef Hugi entgegenbrachten. Dieser zog mit seiner Forschungs- und Entdeckertätigkeit immer mehr Gleichgesinnte in seinen Bann, wenngleich sich der Kreis der Unterstützer vor allem auf den eher wohlhabenden und gebildeten Teil der Bevölkerung beschränkte. Auch die Stadtverwaltung wurde sich immer stärker bewusst, welchen grossen Nutzen eine naturwissenschaftliche Sammlung zugunsten der allgemeinen Bildung bringen würde. Und so verstanden die Stadtoberen den am 28. Oktober 1824 vor ihnen stehenden Hugi sehr gut, als er ihnen zum einen seine Nöte vortrug, diese jedoch gleich mit einem Angebot garnierte. Kurz: Hugi brauchte Platz für seine ständig wachsende Sammlung – und Geld. Um seine Fundstücke wissenschaftlich einordnen zu können, kaufte Hugi Vergleichsobjekte und wissenschaftliche Literatur. Bücher aber waren zu jener Zeit rar und teuer. Bis zur Hälfte seines Jahresgehaltes als Lehrer gab Hugi für wissenschaftliche Zwecke aus.

In einem Schreiben bot er dem Gemeinderat an, die Stadt Solothurn könne seine stattliche Sammlung übernehmen, so sie ihm jährlich und lebenslanglich 800 Franken dafür zahle.

Würde man diese kleine Szene filmisch umsetzen wollen, im Drehbuch könnte stehen:

«Kamera zeigt nah:

HUGI

(schreibt und spricht dabei leise in Schreibgeschwindigkeit):

«in der Hoffnung, zu einem für Solothurn ehrenvollen Museum den Grund legen zu helfen».

(Dann: Musik).»

Doch welche?

Natürlich! Es müsste ein Stück sein, das Aufbruch signalisiert. Schliesslich wurde soeben erstmalig der Wunsch niedergeschrieben, ein Naturmuseum für Solothurn zu gründen! Dazu passt das Halleluja von Georg Friedrich Händel. Oder doch besser das «Adagio for Strings», 1938 komponiert von Samuel Barber? Es ist allerdings im Gegensatz zu Händels «Halleluja» eher schwermütig, traurig ... Nun, wir werden sehen, was letztlich passt.

«Plötzlich sah sich Hugi Auflagen, Erwartungen und Kritik gegenüber.»

In jedem Fall erwiesen sich die auf Hugis Angebot nun folgenden Planungen und Verhandlungen als äusserst komplex. Sowohl Hugi als auch der Gemeinderat waren sich bewusst, dass sie daran waren, mit dem Naturmuseum ein echtes Leuchtturm-Projekt zu schaffen. Zusammengefasst schrieben dessen Wegbereiter laut der Übereinkunft vom 13. Mai 1825: Das Naturmuseum wird im Solothurner Waisenhaus bei der Solothurner Wengibrücke untergebracht. Dort will die Stadtgemeinde «ein angemessenes Lokal» einrichten. Hugi erhält einige «rohe Laden», in denen er seine Naturaliensammlung unterbringen kann. Gleichzeitig wird Franz Josef Hugi verpflichtet, seine Sammlung zu inventarisieren, zu klassifizieren und entsprechend zu beschriften. Neben seinem Lohn, Kost und Logis als Lehrer erhält Hugi für seine Museumstätigkeit ein Jahresgehalt in der Höhe von 900 Franken. Ein Anfang war somit gemacht.

Man mag sich nun vielleicht bildlich vorstellen, wie Franz Josef Hugi Kiste um Kiste aus seiner kleinen Wohnung holt, jene in das von der Stadt zur Verfügung gestellte «angemessene Lokal» trägt und dort seine wichtigsten Exponate in einigen «rohen Laden» ausstellt. Anzunehmen ist, dass sich in Hugi Zufriedenheit einstellte, ja vielleicht empfand er sogar Glücksgefühle.

Andererseits: Wer Hugis Leben und Forschen innig betrachtet, der kann auch zu einem ganz anderen Schluss kommen. Der Forscher, Sammler, selbstverhinderte Priester, Lehrer,

Gelehrte und Naturphilosoph musste mit dem Erreichen seines Etappenziels einen hohen Preis bezahlen: den Preis seiner Freiheit.

Solange Hugi «nur» als Lehrer, Forscher, Entdecker und Vorsteher der Naturforschenden Gesellschaft tätig war, konnte er mehr oder minder schalten und walten, wie er wollte. Wann immer es ihn in die Natur zog, konnte er losziehen und sich seinen Forschungen und Entdeckungen widmen. Verantwortung trug er einzig seinen Schülern und seiner Sammlung gegenüber. Mit der Gründung des Museums, mit seiner vom Gemeinderat beauftragten und bezahlten Museumstätigkeit jedoch änderte sich dies. Plötzlich sah sich Hugi Auflagen, Erwartungen und Kritik gegenüber. Er hatte Pflichten, musste sich immer wieder rechtfertigen und erklären. Hugis herausragende Rolle als Forscher, Wissenschaftler, Lehrer und nun auch als Museumsinitiator rief – wie es halt immer ist – auch eine wachsende Schar von Neidern und Besserwissern auf den Plan.

Muss man sich deswegen um Franz Josef Hugi ernsthafte Sorgen machen? Nein. Noch nicht.

Stattdessen böte sich eine kleine Meditation an. Eine Meditation über den staunenswerten Umstand, dass vor gut 200 Jahren ein vaterloser, junger Mann eine zu Stein gewordene urzeitliche Schildkröte fand. Und genau dieser steinerne Fund war im übertragenen Sinn der Grundstein des Naturmuseums, in das heute an manchen Nachmittagen bis zu vierhundert Kinder und Erwachsene kommen und dort fröhlich und voller Neugierde auf Entdeckungstour gehen.

Zurück zu Franz Josef Hugi. Der blieb neugierig wie ein Kind, kümmerte sich aber mit zweiter Priorität um die im Gründungsdokument festgehaltene Forderung des Gemeinderats, wonach die eingebrachte und durch zahlreiche Schenkungen angereicherte Sammlung katalogisiert werden müsse.

Reger Geist, stets unterwegs

«Systematische Kataloge» wollte der Gemeinderat. Ein umfangreiches Inventar also. Zu wissen ist: Um ein Museumsstück zu inventarisieren, reichte es auch damals nicht aus, auf einen Zettel «Amsel, weiblich» zu schreiben und diesen Zettel an den Fuss des Vogels zu hängen. In den von Hugi kurz vor seinem Tod fertiggestellten Katalogbüchern waren bei den Gesteinen systematische Einordnung und Sammlungsnummer aufgeführt, bei den Fossilien wiederum Anzahl, wissenschaftlicher Name und Aufbewahrungsort. In Anbetracht des Umstands, dass Hugis eigene Sammlung bereits sehr umfangreich war, er zudem von Dritten immer wieder Fund- oder Sammlerstücke erhalten hatte und nicht zuletzt auch noch dem Beruf des Lehrers nachzugehen hatte, verschob er die Inventarisierung der Sammlung wieder und wieder. Ein klassischer Fall von Prokrastination also.

Die Stollenwürmer des Jura – von Johann Jakob Scheuchzer

«Inzwischen erzählt uns Wagner in seiner *Historia naturalis Helvetiae curiosa* aus dem 17. Jahrhundert eine Menge angeblich verbürgter Geschichten von dem Vorkommen von Drachen, die er ordentlich und ernsthaft in geflügelte, befüsste und fusslose eintheilt. So sei bei Burgdorf ein Drache getödet worden, ferner bei Sax, bei Sargans, auf dem Gamserberge, auf dem Kamor (mit 1 Fuss hohen Beinen), bei Sennwald u.s.w., wobei immer die scheussliche Gestalt der Ungethüme näher beschrieben ist. Im berner Oberlande und im Jura findet man noch heute allgemein den Glauben verbreitet, dass es «Stollenwürmer» gebe, d. h. 3–6 Fuss lange, dicke Schlangen mit zwei kurzen Füßen, die nur bei anhaltender Trockenheit vor Eintritt des Regenwetters zum Vorschein kämen, und viele rechtschaffene und glaubwürdige Leute betheuern, solche Thiere selbst gesehen zu haben. Wirklich fand auch im Jahre 1828 ein solothurner Bauer in einem vertrockneten Sumpfe ein ähnlich todttes Thier und legte es bei Seite, um es zu Professor Hugi zu bringen. Inzwischen frassen es aber die Krähen halb auf. Das Skelett kam nach Solothurn, wo man aber nicht klug daraus wurde, und wanderte dann nach Heidelberg, ohne dass man über sein Schicksal etwas Weiteres erfuhr.»



Abbildung eines Tatzelwurms aus einer Reisebeschreibung von Johann Jakob Scheuchzer.

Solothurn lag bezüglich Renommee und Sammlungsumfang lange Zeit mit an der Spitze – hinter Basel, das schon 1821 sein eigenes naturhistorisches Museum eröffnet hatte und die schweizweit grösste Sammlung vorhielt, aber noch vor Bern.

Hervorgegangen waren auch diese Museen – wie Solothurn – aus zahlreichen privaten Naturaliensammlungen. Im deutschen Frankfurt am Main gab es seit 1817 einen von einigen begüterten Bürgern gegründeten Naturforschenden Verein und ab 1821 ein «Öffentliches Naturalienkabinett». Bern gründete sein Naturmuseum im Jahre 1832, ein Jahr später folgte Zürich, als die Stadt die privaten Sammlungen erstmals zentralisierte und zur Zoologischen Sammlung erhob. St. Gallen wiederum gründete sein Naturhistorisches Museum erst 1846. Winterthur brauchte bis 1862 und dem Kanton Luzern gelang es ebenfalls vergleichsweise spät, nämlich 1849, die unterschiedlichen privaten und öffentlichen Sammlungsbestände in seinen Besitz zu bringen.

Diese Museen führten bei den Sammlergemeinschaften zu einer gewissen Disziplinierung: Die privaten Natursammler nämlich gebärdeten sich in ihrem Tun durchaus unterschiedlich. Da gab es Sammler, die vom Sammeleifer getrieben in die Natur ausrückten, um möglichst viele oder spektakuläre Funde nach Hause zu bringen. Und es gab Wissenschaftler und Forscher vom Schläge Hugis, die meist sehr gewissenhaft voringen und mehr oder minder systematisch, jedenfalls aber mit einem heiligen Ernst auf die Suche gingen.

Die im Textkasten (siehe Seite 25) vom Naturforscher Friedrich von Tschudi (1820–1886) geschilderte Geschichte illustriert sehr schön die Glaubens- und Denkart so manch ungestümen Sammlers. Von Tschudis Schilderung zeigt aber auch, welchem Geisterglauben die noch weitgehend unaufgeklärten Menschen oft huldigten und wie die Wissenschaftler mit den «Funden» dieses Menschenschlags bisweilen umgingen.

Dass Franz Josef Hugi der Geschichte vom Stollenwurm – oder Tatzelwurm, wie das Schreckenstier im Alpenraum häufiger genannt wurde – keinen Glauben schenkte und das Skelett einfach nach Heidelberg weiterreichte, hatte mehrere Gründe. Zum einen war Hugi längst zu tief in seiner wissenschaftlichen Arbeit verwurzelt und war auch zu gebildet, als dass er noch an Dracheneungeheuer glauben mochte. Zum anderen und vor allem aber hatte er für derlei kuriose Funde und Geschichten schlicht keine Zeit. Der Archäozoologe Hans Rudolf Stampfli schreibt: «Mit unendlichem Fleiss hatte F.J. Hugi <sein> Museum geschaffen und durch eigene Sammeltätigkeit stetig erweitert. Viel Arbeit stand an, einige wenige, wie Ph. Schilt, Amanz Gressly und Urs Peter Strohmeyer, gingen ihm zunächst auch praktisch zur Hand. In späteren Jahren schaffte er aber das meiste im Alleingang. So ist es wenig verwunderlich, dass das Kabinett nie fertig eingerichtet werden konnte. Die endgültige Bearbeitung einer Gruppe oder deren Aufstellung wurde durch Neueingänge wieder zunichte gemacht – ein Dauerprovisorium war die Folge.»

Der Reputation des Forschers Hugi tat dies jedoch – einstweilen – keinen Abbruch. Hugi befand sich in diesen ersten Museumsjahren auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Er lud Ruhm und noch mehr Arbeit auf sich, erhielt Auszeichnungen, forschte in jeder freien Minute und versuchte nicht nur die Kontrolle über die rasch wachsende Sammlung zu erlangen, sondern begann zu praktizieren, was man heute in Museen und Ausstellung «Vermittlungsarbeit» nennt. Quasi nebenbei initiierte und plante Hugi einen Botanischen Garten, der von 1834 bis 1881 bestand.



Der von Franz Josef Hugi entworfene und geplante Botanische Garten der Höheren Lehranstalt Solothurn, südlich des Chors der Jesuitenkirche. In der Mitte des Bildes ist Franz Josef Hugi mit Hund zu sehen.

Stampfli berichtet – und widerspricht sich damit bezüglich des Dauerprovisoriums gleich selbst: «Wir vernehmen, dass der Rundgang durch das Museum im östlichen Teil des grossen Saales begann. Nach einem Einblick in die Systematik der «Pflanzentiere» konnte man anschliessend die umfangreiche Sammlung der rezenten Stachelhäuter bewundern – der grössten Sammlung dieser Tiergruppe in der Schweiz, wie bemerkt wird. Im westlichen

Teil des Saales wurde dem Besucher die entwicklungsgeschichtlich aufsteigende Reihe vom Krebs bis zum Säugetier vor Augen geführt. Die Vögel waren in vier grossen Doppelschaukasten untergebracht; die Kollektion der Säugetiere wird als gering bezeichnet. In 99 Schubladen wurden Mineralien, Vogelnester und Eier untergebracht. Im «vorderen Nebensaal» machte man Bekanntschaft mit den zahlreichen Juraversteinerungen, die in ihrer stufenweisen Entwicklung zur Schau gestellt wurden. Der zweite Nebensaal war den Gesteinen, der Geologie, gewidmet.»

Gott im Kleinsten und Grössten suchen

Neben diesen oft einzigartigen Ausstellungsstücken konnten die meist ausgewählten Besucher aber auch allerhand Kuriositäten in den Vitrinen und Schränken des Museums bestaunen. Stampfli nennt unter anderem: sieben Haarballen und fünf Magensteine von Huftieren, diverse Föten und Missgeburten von Rind und Hund, 132 Vogelnester mit Eiern, «40 Magenbremsen und Wanzen und – medizinisch und hygienisch bemerkenswert – 150 Bandwürmer des Menschen».

Es ist mehr als naheliegend, dass mit dem Problem der wachsenden Sammlung auch ein Mangel an Reinlichkeit einherging. Oder anders formuliert: Die im Naturmuseum ausgestellten oder in irgendwelchen Kammern lagernden Präparate von Vögeln, Insekten, Fischen, Säugetieren, Pflanzen oder Nestern trugen zwar kein eigenes Leben mehr in sich, wohl aber die Schadinsekten und vor allem die Schimmelpilze. Und die taten, was ihrer Natur entspricht: Sie zersetzten viele der Exponate, sodass immer wieder grosse Teile der Bestände entsorgt und neu beschafft werden mussten.

So manch anderer Museumsdirektor hätte wohl angesichts derartig chaotischer Zustände Tabula rasa gefordert oder möglicherweise aufgegeben. Nicht so Franz Josef Hugi. Dieser war vom Lehrer, Geologen, Forscher, Sammler und Museumsbetreiber längst zum Gottsucher geworden. Gott im Kleinsten und Grössten zu suchen und ihn durch die Entdeckung der Naturgesetze zu begreifen, nichts weniger als dies war Hugis Lebenselixier. Dass hinter der noch zu entdeckenden göttlichen Ordnung die Museumsordnung zurückstehen musste, war kein von Hugi gefällter Entscheid, sondern in ihm selbst angelegt. Dazu nochmals das vieles erklärende Stampfli-Zitat: «Er war nicht der geborene Sammlertyp, der im stillen Kämmerchen Objekte ordnet und bewundert; F.J. Hugis Geist war reger und stets «unterwegs».»

Wer heute die Zeitung aufschlägt und die Debatten der Welt verfolgt, mag glauben, «rege» Menschen, die ständig «unterwegs», also vom Schlage Hugis sind, gäbe es nicht mehr, weil die wesentlichen Menschheitsfragen längst beantwortet seien. Das Gegenteil ist der Fall. Nichts wäre wichtiger für die weitere Menschheitsentwicklung als Forscher vom Geiste

Hugis. Es geht um nicht weniger als dem «Allmächtigen» auf die Spur zu kommen, um sich selbst, den Menschen, zu begreifen. Es gibt sie, diese Forscher (siehe Textkasten auf dieser Seite).

Hugis bevorzugter Ort war nicht nur Solothurn. Auch in den Steinbrüchen, Wäldern und Tälern des Jura, in Italien, Spanien und Nordafrika fühlte er sich in seinem Element. Nicht zuletzt strebte der Geologe auch in die Höhe. Genauer, zu den Gletschern. Und so brach der Gelehrte im Sommer 1828 mit mehr als vierzig Männern erstmals ins Gebirge auf, auf die Jungfrau sollte es gehen.

Ein Mann wie Hugi

Der Physiker Federico Faggin darf mit Fug und Recht ebenfalls als Gottsucher bezeichnet werden. Ohne Faggin, so soll Bill Gates einmal gesagt haben, wäre das Silicon Valley noch immer ein Tal mit Blumenwiesen. Der im italienischen Vicenza geborene Faggin zählt nicht nur laut der *Neuen Zürcher Zeitung* «zu den bedeutendsten Erfindern der Zeit». Er entwickelte für Intel den Mikroprozessor, der erste Touchscreen trug seinen Fingerabdruck. Als Pionier arbeitete er auch an der Entwicklung neuronaler Netzwerke. Sie sind die Voraussetzung zur Anwendung von künstlicher Intelligenz.

Und worin gleicht der Physiker Faggin nun dem Tausendsassa Hugi? Ganz einfach: Im Jahre 1990 machte Faggin – wie einst Hugi mit dem von ihm gefundenen Schildkrötenfossil – eine Entdeckung. Dieser gemäss ist der Ursprung des menschlichen Bewusstseins nicht das Gehirn. Vielmehr existiert das Bewusstsein davon unabhängig. Aus der *NZZ* vom 17.10.2024: «Gemeinsam mit dem italienischen Quantenphysiker Giacomo Mauro D’Ariano entwickelte er schliesslich ein neues physikalisches Modell der Wirklichkeit, in dem das Bewusstsein – und eben nicht die Materie – das fundamentale Prinzip der Realität ist und an der Basis jeder Form von Leben steht.»

Zitat Faggin: «Wenn wir zeigen könnten, dass eine Pflanze über ein Bewusstsein verfügt, widerlegen wir sämtliche Theorien, die besagen, dass Bewusstsein an ein Hirn gekoppelt ist.»

Das sind Perspektiven.

Quelle: Neue Zürcher Zeitung, 17.10.2024

Literatur: Federico Faggin: Oltre l’invisibile. Dove scienza e spiritualità si uniscono. Mondadori 2024.

Wer jemals einige unwirtliche Tage im Hochgebirge verbracht hat, mag sich nicht nur bildlich, sondern buchstäblich hautnah vorstellen können, wie es Hugi und den Seinen erging. Sie waren nicht eben mal mit leichtem Gepäck für ein paar Tage «in den Bergen» unterwegs, sondern wagten eine wissenschaftliche Expedition, die niemand zuvor gewagt hatte.

Die Berggänger – unter ihnen der Oltener Maler Martin Disteli, welcher als Zeichenlehrer zusammen mit Hugi an der Kantonsschule unterrichtete – litten unter den Naturgewalten. Das lag natürlich auch an ihrer für heutige Verhältnisse vorsintflutlichen Ausrüstung. Kälte, Nässe und unsichere, weil vereiste Wege mögen das eine gewesen sein; die angstausslösenden Gefahren, bei plötzlich eintretendem Sturm, Regen, Schnee und die zahlreichen Lawinen und Steinschläge waren das andere (siehe Kasten auf Seite 32). Pioniere waren Hugi und die Seinen, ohne Zweifel. Und Besessene. Wer sich Hugis bisweilen langatmige und mitunter etwas oberlehrerhafte Aufzeichnungen im Buch *Naturhistorische Alpenreise* von 1830 (erschienen bei Amiet-Lutiger, Leipzig, in Commission bei Friedrich Fleischer) zu Gemüte führt – man kann es gratis herunterladen oder antiquarisch erwerben –, rückt unweigerlich näher an den Heizkörper oder Kachelofen, so rau und gefährlich ging es dort oben auf dem Gletschereis zu.

«Erkundet wurden Gelände, Gesteine, Fauna und Flora, das Kochverhalten von Flüssigkeiten in unterschiedlichen Höhen.»

Alleine die von Hugi natürlich nur lückenhaft wiedergegebene Packliste hatte es in sich. Mitgeschleppt werden mussten Hygrometer, Areometer (zur Analyse von Gasen), Tubus, Klinometer (Neigungsmesser) und Chronometer, Fusseisen, Alpstöcke, Hämmer, Schneebel, Meissel, Hacken, Stricke, spanische Weinsäcke, Weingeistblasen, Pelzmantel, Kleidung, Kochapparate mit chemischem Feuerzeug, Sextant, Bussole, diverse Thermometer, farbige Gläser, blaue Brillen, Bohrer, Feilen, Schrauben, Nägel, Draht, eine kleine Reiseapotheke, Heft- und Mutterpflaster, Augenbalsam, Bleiextrakt, Hoffmannstropfen, Fussalbe aus verbranntem Alkohol und Seife mit Kölnisch Wasser, Schuhschmiere aus Fischtran und Fett, Säuren; ferner Binden, Leinwand, Schnüre, und Nähzeug.

Erkundet wurden Gelände, Gesteine, Fauna und Flora sowie das Kochverhalten von Flüssigkeiten in unterschiedlichen Höhen. Hugi arbeitete dort oben insbesondere an Verfahren zur barometrischen Höhenbestimmung, vor allem aber erforschte er die Bewegung



Bergebiet mit Schreckhorn und Lauteraarhorn (rechts) und Hugihorn (Bildmitte).

der Gletscher. Im Jahr 1832 brachen Hugi und seine Leute gar im Winter auf, um die Veränderung der Gletscher in der eisigen Jahreszeit zu untersuchen.

Die *Neue Zürcher Zeitung* erinnerte am 18. Januar 2013: «Er war [...] der erste Bergsteiger, der sich im Winter freiwillig in die vergletscherten Hochalpen hinaufwagte. Am 12. Januar 1832 erreichten er und seine Führer den Stahleggpas (3332 m) oberhalb von Grindelwald, an Hugi erinnern heute Hugiattel und Hugihorn.»

Wie tollkühn es etwa nicht nur bei der Überquerung des Rottalgletschers zuzuging, könnte

hier eingehend beschrieben werden. Doch wozu Worte wählen, wenn die Bilder Martin Distelis die damaligen Geschehnisse viel besser beschreiben (siehe Seite 32 und 33)?



Oberer Teil des Aaregletschers. Im Vordergrund: die von Hugi errichtete Steinhütte.

Hugi unter Beschuss

«Es flogen nun oben herab einzelne Steine uns entgegen und über uns hinaus. Wir wagten uns doch an den Gletscherbruch, hieben Tritte ein und stiegen empor, hängend am hängenden Eise. Die Steinflüge mehrten sich, weil oben am Tosenhorne der Firn von der Sonne aufzuweichen begann. Ohne hinunter zu stürzen, konnte man keinem herabfliegenden auch nur einen Tritt auseichen. Ich riet daher zur Eile, um die Höhe und die erste Ebene zu gewinnen. Plötzlich aber tobte es oben. Eine Menge mehr als zentnerschwerer Brocken riss in einem Hagel sich los. Schrecklich sauste das durch die Luft. Einige flogen turmhoch über uns hin, während andere rings um uns absetzten, mit aufgestäubtem Eise uns bewarfen, und dann in einem Bogen zischend weiter stürzten. Da war es uns unheimlich. Wir zogen uns schnell in eine Gletscherspalte unter überhängendes Eis. Von hier aus bemerkte ich, dass nur in jener Gegend der Gletscher mit Schutt befallen sei, der unten dann zu jenem Walle sich aufhäufe. Also hinaus, rief ich, aus dem Wirkungskreis des grausen Tosenhornes auf des Firnes Mitte!»

Auszug aus: «Naturhistorische Alpenreise» von Franz Josef Hugi



←
Franz Josef Hugi
und seine Begleiter
im Rottal BE.

→
Überquerung des
Rottalgletschers.
Auf dem Bild ist
Hugi in der traver-
sierenden Reihe
zu sehen (4. Person
von rechts mit er-
hobenem Wander-
stecken).



Nicht unterschlagen werden darf hingegen der Bericht über den Bau einer Hütte beim Zusammenfluss von Finsteraar- und Lauteraargletscher. Hugi und seine Männer hatten das Schutzgebäude 1829 errichtet. In seinem Buch «*Naturhistorische Alpenreise*» berichtet der «Father of Wintermountaineering», nach dem 1959 sogar der arktische Gletscher «Hugi Glacier» benannt wurde: «Der Gletscher hatte seit letztem Jahr 40 bis 50 Fuss sich thalwärts geschoben, und seit 18 Jahren über eine Viertelstunde; und auch zugleich nach den Seiten sich ausgedehnt, worüber später. Eine kleine Arve, die letztes Jahr auf einem begrüntem Granite stand, ist nun vom Gletscher erreicht und zerstört. Wir stiegen nun so rasch über Gletscher empor, dass ich mit einigen schon 12 Uhr den Abschwung, wo der Gletscher in zwei Firne sich zu theilen beginnt, erreichte. Hier im Mittelpunkt des Eismeerer im Angesicht der ringsherum starrenden, unzähligen Hörner und Gräte wollte ich nun Quartier machen. Heftig aber fieng es zu schneien und zu guxen an. Das schreckte mich durchaus nicht ab; denn ich hatte nur Solothurner und Hasler bei mir, und ich wusste, was ich mit meinen Leuten auszuführen und zu ertragen im Stande war. Mit anderen vielleicht hätte ich umgekehrt. Bei allem Stürmen und Schneien zog Ingenieur Walker und Peter Gschwind über den Firn gegen das Finsteraarhorn, pflanzten Signale auf, und fiengen an, eine Standlinie zu messen, während alles übrige Volk mit Bauen sich beschäftigten musste. Die Höhle im Aaregrate, einem Backofen gleich, wollte mir nicht als Herberge entsprechen. Am Mittelberge des Eismeerer konnte ich keine Stelle finden, die bequem und sicher war; daher wählte ich dieses Mal das helle Eis der Gufferlinie. Zwischen zwei Granitblöcken wurde das Eis ausgehauen, östlich und westlich eine tüchtige Mauer aufgeführt, vom grössern auf den kleinern Granit Balken gelegt, und so das Ganze mit regelmässigem Schieferdache nach allen Regeln der Kunst zugedeckt. Da die grössere Arbeit fertig war, schickte ich 4 Mann nach dem Fusse des tiefer gelegenen Miselenhornes, um Gras zum Lager und Wachholder zum Feuer aufzusuchen. Das Eis wurde ganz mit Glimmerschiefer bedeckt, und das Gras darüber gestreut. Dann entliess ich mit einbrechender Nacht alle Hasler mit dem Befehle, morgen mit Heu zum Lager und anderen Bedürfnissen wieder zu kommen. Wir hatten wirklich für 4 Mann eine sehr bequeme Wohnung. Auch die kleinsten Öffnungen wurden, so viel möglich, verstopft, rechts dem Lager das Fass aufgepflanzt und der Keller eingerichtet, zu den Füssen aber die Küche geordnet. Das Feuer brannte so im Focus einer Nische des Granites, dass die Wärme trefflich sich durch die ganze Hütte verbreitete; der gewaltige Rauch des Wachholderfeuers aber drang so am Gibel der Hütte durch die Oeffnung, dass er uns nicht im geringsten belästigte. Eine regelmässige Thüre aus Ruthen und Harztuch vollendete das Ganze.»

Vollendete? Als wären menschengemachte Gebäude für die Ewigkeit bestimmt.

Der 105-jährige Zoologe, Botaniker, Physiker und Geologe Dr. Dr. hc. Gerhart Wagner

(*1920) aus Stettlen schrieb 2016 in den *Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft* in Bern unter dem Titel «Die Reise des Hugiblocks auf der Mittelmoräne des Unteraargletschers»: «Menschen kommen und gehen, Felsblöcke können über Jahrtausende erhalten bleiben. Der Granitblock, unter dessen Schutz Hugi im Jahr 1829 beim Abschwung seine Hütte errichtet hatte, war der grösste weit und breit. Er bestand aus massivem Granit und hielt den mechanischen Beanspruchungen auf der bewegten Mittelmoräne über die Jahrzehnte stand [...] Ein Jahrhundert nach Hugi, im Jahr 1930, wurde er von den Kraftwerken Oberhasli auf der Mittelmoräne noch ca. 500 m vom Zungenende entfernt wieder identifiziert und in der Folge Jahr für Jahr in seiner jeweiligen Lage genau vermessen (Kraftwerke Oberhasli AG 1968) [...] Die jährliche Verschiebung betrug nach 1930 noch knapp 30 m pro Jahr und sank bis zuletzt auf weniger als 10 m pro Jahr. 1967 stürzte der Block am Zungenende vom Eis und blieb im Gletschervorfeld liegen.»



Hugis Sturz auf dem Rottalglatscher.

Auf bald 600 Seiten beschrieb Hugi, der Pionier der Gletscherforschung, seine naturhistorische Alpenreise, und wer in dieses Buch mal hier, mal dort eintaucht, dem wird ohne jedes Nachdenken bewusst, welches Ansehen Franz Josef Hugi nicht nur bei seinen hochalpinen Touren genossen haben musste. Selbst unter grössten Gefahren liefen die Hugi begleitenden Männer nicht von der Fahne. Bisweilen trugen sie den Forscher abwechselnd auf den Schultern den Gletscher hinab, weil er wegen eines verletzten Fusses nicht mehr laufen konnte. Sie brachten dabei nicht nur sich selbst in grösste Not, sondern auch ihre zu Hause wartenden Frauen und Kinder, die jederzeit zu Witwen und Waisen hätten werden können.

Nicht anders die Menschen im Tal: die Wissenschaftler zuvorderst, die Stadträte, die Gelehrten unterschiedlichster Disziplinen, die zahlreichen Mitstreiter in der Naturforschenden Gesellschaft, das Volk ganz allgemein. Sie alle verehrten Hugi wegen seiner Entdeckungen, seiner Forschungsergebnisse und seiner Deutungen der Natur und ihrer Gesetze. Dies gilt insbesondere ab 1832, als Hugi zum Professor ernannt wurde und fortan am Kolleg in Solothurn Physik und Naturgeschichte lehrte.

Um die 40 000 Exponate

Und wie erging es dem Naturmuseum und der immer noch weiter wachsenden Sammlung? Beides machte Fortschritte. 1835, also zehn Jahre nach der Gründung des Naturalienkabinetts, wurde das Waisenhaus teilweise umgebaut, damit wenigstens ein Teil der Ausstellung endlich auch der bis dahin ausgeschlossenen Öffentlichkeit gezeigt werden konnte. Um die 40 000 Exponate zählte die Sammlung mittlerweile. Damit lag Solothurn gleichauf mit Basel.

Der von der Stadtverwaltung Solothurn vorangetriebene Umbau des Museums war auch Reaktion auf die in Fachkreisen lauter gewordene Kritik. So hatte etwa der Zürcher Zoologe Heinrich Rudolf Schinz (1777–1861) bereits 1833 geschrieben: «Besonders wäre zu wünschen, dass Herr Professor Hugi den reichen Schatz, den seine Sammlung enthält, näher und umständlicher bekannt machen könnte, da dadurch die Verhältnisse des Jura in einem ganz neuen Lichte erscheinen würden.»

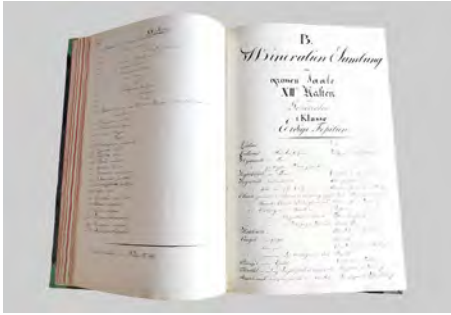
**« In Solothurn befindet sich das reichste
und wichtigste, leider aber noch immer nicht
gehörig geordnete Juramuseum. »**

Wie Hugi auf diese blumig ausgedrückte Aufforderung reagierte, ist nicht verbrieft. Bekannt ist jedoch, wie er auf die folgende Kritik reagierte.

1849 besuchte der deutsche Reiseschriftsteller Johann-Georg Kohl (1808–1878) Solothurn. Im *Solothurner Blatt* liess er deutsch und schon damals deutlich verlauten: «Ich brachte zwei Tage damit zu, die Museen, die Kirchen, die Bibliotheken, die Arsenale, die Gelehrten dieser Stadt zu besehen und zu besuchen. In Solothurn aber befindet sich das reichste und wichtigste, leider aber noch immer nicht gehörig geordnete Juramuseum.»

Hugis Reaktion fiel harsch aus. Er schrieb eine Entgegnung, in der er dem Reiseschriftsteller zwischen den Zeilen fehlenden Fach- und Sachverstand unterstellte, mithin schlicht nicht kapiert zu haben, dass die Petrefakten hier eben nicht nach ihrer systematischen Reihe, sondern stratigraphisch angeordnet seien. So berichtete es Stampfli in seiner 1988 erschienenen *Geschichte der wissenschaftlichen Sammlungen in Solothurn*.

Hugis dünnhäutige Reaktion lässt sich heute nur nachvollziehen, wenn man seine damaligen privaten Lebensumstände mit in Betracht zieht: 1837 hatte der international renommierte und mit zahlreichen Auszeichnungen bedachte Wissenschaftler seine langjährige Mitarbeiterin Anna Gassmann geheiratet. Das wäre vielleicht noch angegangen.



Handgeschriebener Katalog der Mineraliensammlung.

Obendrein aber war der mit Priesterweihen ausgestattete Katholik im Zuge seiner Verhehlung auch zur reformierten Kirche übergetreten. Diesen Verstoss gegen die Konventionen verziehen ihm die romgläubigen Solothurner nicht. Augenblicklich brach eine Katastrophe über ihn herein, er verlor er seine Professorenstelle an der Kantonsschule. Einzig seine Stelle als Direktor des Museums und eine Jahresrente in Höhe von 900 Franken durfte er behalten.

Nicht minder schmerzhaft dürfte Hugi getroffen haben, dass er nun von vielen einstigen Freunden und Kollegen gemieden wurde. Seine Meriten und Auszeichnungen zählten und halfen ihm nichts mehr. Gleichermassen von den Stadtbehörden gedrängt wie gegängelt, fertigte er 1853 ein Verzeichnis der Versteinerungen (Petrefakte) an. Es umfasst 304 Seiten mit 13086 Exponaten. 1854 wiederum erstellte der mutmasslich bereits gesundheitlich angeschlagene Hugi einen Mineralien-Katalog, in den 1934 Objekte Eingang fanden.

«FJ Hugi war Initiator und Förderer des Museums zugleich. Ohne seine Sammlungen, ohne seine grosse wissenschaftliche Aktivität wäre Solothurn kaum je so intensiv ins Rampenlicht der Geologie und Paläontologie geraten», rief der Archäozoologe und Buchautor Hans Rudolf Stampfli dem schliesslich 1855 verstorbenen Hugi in seinem «*Versuch einer Würdigung*» nach.

Immerhin ein Trost mag für den bis zuletzt geschmähten Franz Josef Hugi gewesen sein, dass die Ausbeute seiner lebenslangen Gottessuche letztlich ergiebig war: In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mehr und mehr mit der Naturtheorie. Hugi war gewiss, dass alles Natürliche seine Entsprechung in der Schöpfungsgeschichte, also in Gott, im «Mutterorganismus» hat. Das Universum war in seinen Augen «ein grosser Gottesgarten; alle Pflanzen darin, so unterschiedlich sie auch sein mögen, entwickeln sich nach der gleichen Norm!» Wer auf solche Weise hofft und sucht, von dem ist anzunehmen, dass er in diesem «Gottesgarten» längst einen guten Platz gefunden hat.



Gedenkplatte für die Naturforscher Franz Joseph Hugi (1791-1855) und Franz Vinzenz Lang (1821-1899) in der Verenaschlucht bei Solothurn.

HISTORISCHER STEINWURF #01



Ein bärenstarkes Geschenk

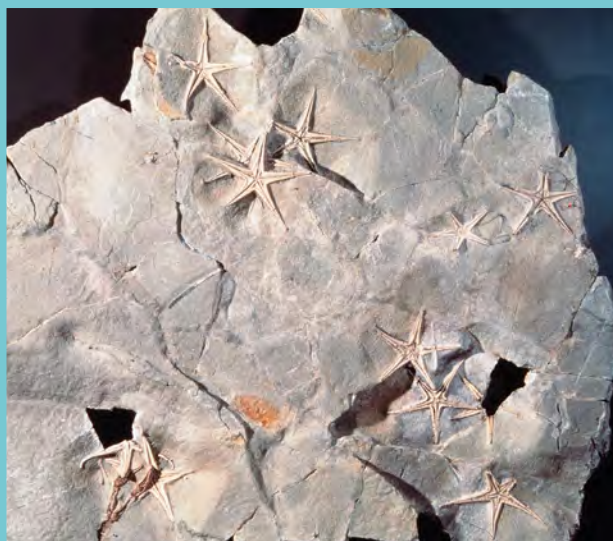
Alleine über den Bären und über seinen Namensgeber Urs Eggenschwyler (*24. Januar 1849) liesse sich ein Buch schreiben. Mangels Platz reicht es leider nur für eine Kurzgeschichte. Diese begann am 8. Dezember 1923: An jenem Tag nämlich starb Urs Eggenschwyler, der aus Subingen stammende Bildhauer, Zeichner und Maler. Da Eggenschwyler am Milchbuck in Zürich einen kleinen Tierpark mit einigen Raubtieren betrieben hatte, mussten diese – nach seinem Tod – nun anderweitig untergebracht werden. Ein Bär namens Urs ging schliesslich in den Besitz der Stadt Solothurn über. Diese jedoch wusste mit dem kräftigen Tier nichts anzufangen und reichte es im Februar 1924 an den Berner Bärengraben weiter. Dort war man darüber hocherfreut. Denn der Kamtschatka-Braunbär sorgte in den beiden Folgejahren für dringend benötigte Nachkommen. Zum Dank versprach die Stadt Bern 1925 der Stadt Solothurn, stets einen ihrer Bären auf den Namen Urs zu taufen und diesen nach seinem Tod dem Naturmuseum zu überlassen.

Also geschah es: Nachdem Urs wegen «untragbarer Verhaltensstörungen» eingeschläfert werden musste, erhielt er im Museum in Solothurn ein zweites Leben. Aufrecht stehend, wurde er in einer riesigen Vitrine über Jahrzehnte vom Publikum bestaunt.

Als 1977 ein neuer Bär für das Naturmuseum angeschafft werden sollte, erinnerte sich der damalige Konservator Dr. Walter Moser an das Versprechen von 1925, von dem dann aber zuerst die Berner Behörden nichts wissen wollten. Erst der im Staatsarchiv aufgefundene Originalvertrag brachte sie dazu, vorerst einmal dem Naturmuseum Solothurn ein zur Präparation geeignetes Fell aus den Beständen des Naturhistorischen Museums Bern zu überlassen. Später wurde der ewige Vertrag mit einer feierlichen Bärenaufgabe im Bärengraben reaktiviert.

Der auf diese Weise garantierte «Nachschub» erlaubte es dem Naturmuseum speziell zum Streicheln präparierte Bären frei aufzustellen und so den Kindern eine direkte Begegnung mit dem Original ihres heiss geliebten Teddybären zu ermöglichen. Inzwischen steht die dritte Bären-generation in der Ausstellung.

HISTORISCHER STEINWURF #02



Sprungbrett Naturmuseum

Mit dem Ausstellungsaufbau mehr als beschäftigt, sah sich 1978 der Konservator Walter Künzler schon im ersten Jahr seiner Tätigkeit auch mit anderen Museumsaufgaben konfrontiert. Eines Morgens standen vier junge Männer vor der Museumstüre und erzählten von versteinerten Seesternen auf dem Weissenstein. Diese müssten vom Museum vor dem Zerfall gerettet werden. Was tun in der Zeitnot? Künzler wagte den Sprung ins Ungewisse und ging auf ihr Projekt ein: Das Museum sorgte für die Bewilligungen und Unterstützung der Bürgergemeinde als Landbesitzerin und ersuchte um einen Lotteriefondbeitrag. Nun konnten die vier Männer die Platte in Schwerarbeit aus dem rutschenden Steilhang bergen. Anschliessend wurde sie präpariert. Das Naturmuseum erhielt eine wunderschöne Seesternplatte.

Diese Seesterne lösten 150 Jahre nach Hugis Schildkröten ein neues Fossilienfieber aus. 1986 folgte die nächste Notgrabung im Steinbruch St. Niklaus unter der Leitung von Christian Meyer, einem der vier genannten Männer, der inzwischen wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum und Doktorand an der Uni Bern geworden war. Die Notgrabung brachte neue Erkenntnisse zu den Schildkröten, weil man nicht wie zu Hugis Zeiten nur Panzer, sondern auch Skeletteile freilegen und das Umgebungsgestein untersuchen konnte.

Ein Jahr später folgte auf Hinweis eines Steinbrucharbeiters der nächste spektakuläre Fund. Hellhörig ging Christian Meyer dem Hinweis auf «Elefantentritte» im Steinbruch Lommiswil nach. Er erkannte die Fussabdrücke von Dinosauriern, die vor 150 Millionen Jahren durch einen Gezeitentümpel am Rande des Jurameers gewandert waren.

Mitten im Dino-Hype, der 1993 durch den Film «Jurassic Parc» ausgelöst worden war, eröffnete das Naturmuseum Solothurn eine Ausstellung zu den Dinos und eine Aussichtsplattform im Steinbruch.

Wichtiger Nebeneffekt: Das Naturmuseum wurde zum Sprungbrett für junge Wissenschaftler. Nicht nur Christian Meyer hatte hier seine Karriere begonnen und wurde später Direktor des Naturhistorischen Museums Basel. Auch sein späterer Nachfolger Basil Thüring lernte das Museumshandwerk in Solothurn, ebenso sein Bruder Silvan, der heute die geologische Sammlung in Solothurn betreut.

Franz Lang – Der Langstreckenläufer

Nach dem bisweilen chaotisch agierenden Franz Josef Hugi brauchte es erst einmal einen Mann, der im Museum für Ordnung sorgte und das Museum weiterentwickelte. Dafür war Franz Vincenz Lang der Richtige. Er beherrschte die Kunst der Langsamkeit.

Wer das Naturmuseum in den zurückliegenden 200 Jahren leitete, der hatte Frei- und Spielräume, wie er «sein» Museum gestaltete, weiterentwickelte und führte. Gleichzeitig spielten und spielen immer auch Zwänge eine grosse Rolle. Nicht alleine der Politik oder des Geldes wegen. Vielmehr war und ist jeder Leiter immer auch eine Entsprechung, also eine Art «Antwort» auf seinen Vorgänger und sein Tun. Das geht nun seit sechs Generationen so.



Prof. Dr. Franz Lang,
Portrait von Albert Anker.

Die Antwort auf Hugi, den Besessenen, den Gedrängten, den nach Entdeckung und Erkenntnis Hungerenden, den Gottsucher, war Franz Vincenz Lang (1821–1899). Und dieser Franz Lang, so nannte er sich meistens, war ein Idealist durch und durch. Ein Menschen- und Naturfreund, ein Freund der Bildung, der Jugend und ein durchwegs sozial denkender und handelnder Mann, der die Menschheit als grosses, weltumfassendes Gemeinwesen begriff und sich selbst als «im Dienste dieser Menschheit» stehend.

Am 21. März 1898, also zehn Monate vor seinem Tod am 21. Januar 1899 schrieb er: «Schwellende Knospen im Lenz sind unseren Hoffnungen ähnlich. Stets, wenn die eine verwelkt, schliesset die andere sich auf. Wenn die Menschen

entstehen und vergehen in der Sorge und der Tätigkeit für ihr eigenes «Ich», so bauen sie doch unbewusst mit an einer höheren Einheit, fördern die Entwicklung des Baumes der Menschheit. Näher und verständlicher tritt das Bild von dem Baum der Menschheit an uns heran, an welchem die Menschen die einzelnen Blätter sind.» (*Ernest Monteil, Prof. Dr. Franz Lang – Erinnerungen zu seinem 25. Todestage, Solothurn, 1924.*)

So eins mit sich und der Welt war Franz Lang sicher nicht immer. Es gab in seinen jungen Jahren Phasen der Schwermut und der Auflehnung. Als «empfänglichen, melancholisch gestimmten Geist» beschreibt ihn Monteil, ein Neffe Langs. Lang entwickelte «eine unwider-

stehliche Neigung zum Philosophieren». Bald einmal verging dem damals erst 19-jährigen Lang diese Vorliebe. Denn eine Ausbildung in der Schlangenapotheke zu Solothurn stand an. Der junge Lehrling hatte keine grosse Freude an dieser Arbeit, und so vertraut er am 14. April 1841 seinem Tagebuch an: «Heute bin ich launisch wie Aprilwetter. Es war doch eine schöne Zeit, die holde Maienzeit der Studentenjahre.» Und gut ein halbes Jahr später, am 18. Dezember, heisst es: «Trotzdem ich heute wie ein Jagdhund gelaufen bin und meiner Pflichterfüllung bewusst bin, so bin ich dennoch nicht so heiter und lustig, wie wenn ich geistig gearbeitet hätte.»



In der Solothurner Schlangenapotheke absolvierte Franz Lang seine Lehre.

Nur die Überredungskünste von Konrad, dem älteren Bruder, hindern den jungen Franz, den Bettel hinzuwerfen und ein Medizin- oder Botanik-Studium zu beginnen. So sehr dürstet es ihn nach geistiger Arbeit, dass er am 28. Januar 1842 trotzig schreibt: «Bevor der Mensch wie ein Tagelöhner Gamaschendienst verrichtet, muss sein Geist Nahrung finden.»

Fast zwei Jahre muss er noch durchhalten, die Lehre zum Apothekergehilfen beenden, bis er im November 1844

endlich seitens der Familie die Erlaubnis erhält, an der Universität Bern seine Studien in den Fächern Geologie, Mineralogie, Chemie, Botanik, Entomologie (Insektenkunde), Optik, vergleichende Anatomie und Physiologie zu beginnen. Sein Chronist berichtet: «Es folgten die Jahre, welche zu den glücklichsten seines Lebens zählten.»

Offenbar gefiel ihm das Studium so gut, dass eines Tages sein schon früher gehegter Wunsch wieder erwachte, ein Medizinstudium anzuschliessen. Doch bald schon verwarf er diese Idee erneut.

Was war passiert? In den Lang gewidmeten Büchern und Artikeln steht nichts über dessen innere Beweggründe. Pragmatisch betrachtet, lässt sich sagen, vielleicht ist der Junge einfach zur Vernunft gekommen.

An der Kantonsschule in Solothurn war 1846 nämlich eine Professorenstelle für Naturgeschichte vakant geworden. Lang erhielt Mitteilung davon. Sicher übten sein Bruder Konrad und ebenso die Schwester – beide waren als Lehrer und als Lehrerin tätig – auf Franz mehr oder minder sanften Druck aus. Auch einige Freunde und Bekannte sprachen ihm immer wieder zu, und so bewarb sich der Studiosus schliesslich um die Arbeitsstelle, legte u. a. bei Prof. Franz Josef Hugi erfolgreich die dafür erforderlichen Prüfungen ab und bekam den Job.

«Ich stehe jetzt in der Blütezeit meines Lebens.»

War er nun zufrieden? «Ich stehe jetzt in der Blütezeit meines Lebens», schrieb er am 16. Oktober 1847. «Schönste Tage meines irdischen Daseins. Wozu soll ich meine geistigen und körperlichen Kräfte verwenden? – Mit rastlosem Eifer an der Erziehung junger Männer zu arbeiten, ist eine des Menschenlebens würdige Aufgabe, sie einzuführen in die Geheimnisse der Natur, sowohl zu ihrer Erhebung als auch zur Nutzenanwendung für das künftige Leben, – ein schöner Beruf!» 53 Jahre lang, also bis zu seinem 78. Lebensjahr, sollte Lang den Lehrerberuf ausüben. Und glaubt man den über ihn angefertigten Niederschriften und den noch vorhandenen Briefen, so hatte er unter seinen Schülern nur Fans.

So sollte es im Leben von Franz Lang immer wieder gehen: Stets musste er zunächst starke innere wie äussere Widerstände überwinden, Umwege beschreiten, Zeit verstreichen lassen, den günstigsten Moment abwarten, bis sich die Dinge geklärt hatten und er schliesslich zu Werke gehen konnte. So sollte es sich auch bei seiner Berufung zum Museumsleiter 1855 abspielen: Nicht Franz Lang, sondern Karl von Haller (1807–1893) wurde zunächst zum Nachfolger Hugis ernannt. Böse Zungen behaupteten, der Politiker und Publizist von Haller hätte diesen Posten nur bekommen, weil er der Solothurner Oberschicht angehörte. Auch störte man sich daran, dass von Haller kein ausgewiesener Naturwissenschaftler war. Die Proteste hielten an, schliesslich sah sich die Einwohnergemeinde gezwungen, von Haller abzuberufen und Lang mit dem Amt zu betrauen.

Und der erwies sich nicht nur als strategischer Denker, sondern auch als Marathonläufer, der mit langem Atem seine Projekte verfolgte und schliesslich ein Etappenziel nach dem anderen erreichte. Eine feine Schnur mag einem in den Sinn kommen, auf der Perle um Perle aufgefädelt wird, bis schliesslich das grosse Ganze, die Vollendung, erreichbar erscheint.



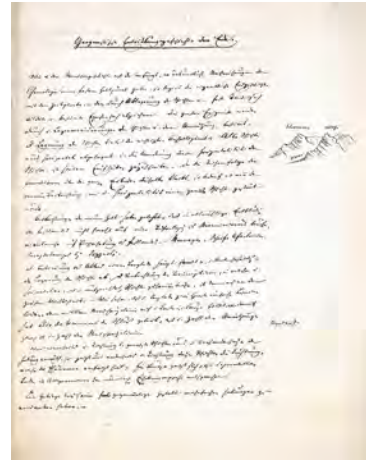
Der Ambassadorshof, Sitz der Kantonsschule ab 1882.

Wie erwähnt, wurde Lang 1846 Lehrer am Gymnasium in Solothurn. Ebenfalls 1846 legte er seine Staatsprüfung als Apotheker ab. Er wurde Leiter der naturhistorischen Sammlung (1856), stieg zum Rektor der Kantonsschule auf (1872), war Mitinitiator des im Mai 1874 nach langem Ringen erlassenen neuen Kantonsschulgesetzes. Er organisierte den Umzug seiner Schule aus den beengten Räumen des alten Kollegiums in das weit grosszügigere Kantonsschulgebäude. Laut dem 1900 erschienenen Periodika *Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog* «fand er doch Zeit zu verschiedenen kleineren Monographien, die als werthvolle Beiträge zur Geologie des Solothurnischen Jura bezeichnet werden können, so die «Geologische Skizze der Umgebung von Solothurn» (1883), «Die Einsiedelei und die Steinbrüche bei Solothurn» (1885). Gemeinsam mit Professor Rütimeyer in Basel publicirte er im 23. Band der «Denkschriften der schweizer. Naturforsch. Gesellschaft» (1867), eine Abhandlung über «Die fossilen Schildkröten von Solothurn», deren geologischer Theil seiner Feder entstammt. In «Amanz Gressly, Lebensbild eines Naturforschers» (1873) stiftete er einem hervorragenden Geologen, dessen Anregung er selbst viel verdankte, ein wohlverdientes Denkmal. Ausserdem verfasste er, zum Theil im Verein mit anderen Naturforschern, eine Reihe von geologischen Gutachten für Tunnelbauten und Wasserversorgungen [...]»

Nicht zuletzt amtierte er als Schulinspektor, als Mitglied der städtischen Schulkommission und der kantonalen Schulsynode. Dazu war er Sekretär, Präsident und Ehrenpräsident der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Mitglied und Jahrespräsident (1868 und 1888) der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Mitglied (ab 1872) und Präsident (1888–1894) der geologischen Kommission und eben Direktor des naturhistorischen Museums der Stadt Solothurn, das ihm buchstäblich bis zu seinem Tod am Herzen lag.

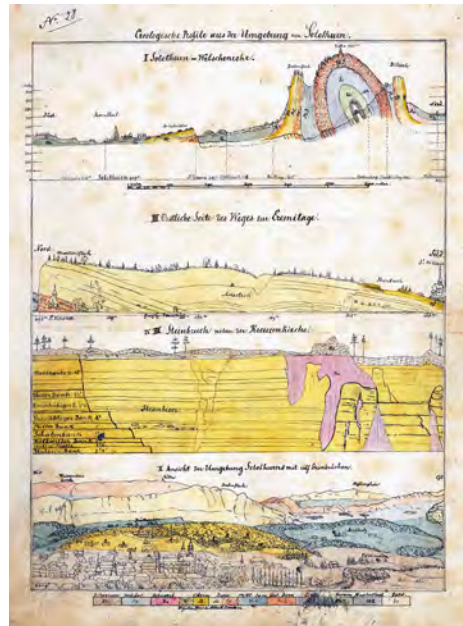


Franz Lang fand neben seiner Tätigkeit als Lehrer und Museumsdirektor immer wieder Zeit, wissenschaftliche Manuskripte zu verfassen.



Wer die Archivmaterialien zu Franz Lang sichtet, gewinnt zunächst den Eindruck, Lang hätte im Naturhistorischen Museum lediglich das Bestehende konsolidiert. Erst auf den zweiten Blick – und vor allem in der Rückschau auf sein Leben – wird deutlich, dass Lang mit einer unglaublichen Ausdauer die Weiterentwicklung und den Neubau eines Museums verfolgte.

Die naturhistorische Sammlung war längst zu einem Selbstläufer geworden. Seiten liessen sich füllen mit Exponaten, die Lang und dem Museum zugetragen wurden. Aus Platzgründen reicht es leider nur für einen Textkasten (siehe Seite 48). Die Aufzählung macht indes deutlich, wer ausser Hugi und Lang in den Anfangsjahren im Museum immer mehr Einfluss bekam, ja die Dynamik der Entwicklung bestimmte: Es waren die vielen stolzen, mitunter nach Anerkennung hungernden Sammler, aber auch die nach Wissen strebenden lokalen Naturforscher, welche die Natur ergründen und dokumentieren wollten.



Geologische Profile aus der Umgehung von Solothurn, erstellt von Franz Lang.

Aus aller Welt: Die wichtigsten Neuzugänge unter Franz Lang

- 1861 und danach: Kollektion schweizerischer Coleopteren (Käfer) in 66 Schachteln, Sammlung schweizerischer Tagfalter u. a. Insekten (Rudolf Ludwig Meyer-Dür)
- 1870: wertvolle Vögel, Reptilien, Insekten und Mollusken (Dr. A. Beck von Monthey)
- 1872: Wildschweine (ortsansässige Jäger)
- 1872: Gipsabguss eines bei Erlinsbach gefundenen Mammut-Backenzahns (Eduard Bally)
- 1871 oder 1874: Pferdeskelett (solothurnischer Offiziersverein)
- 1874: Sammlung konservierter Pflanzen und Pflanzenteile (aus dem Nachlass des berühmten Naturforschers Shuttleworth)
- 1870er-Jahre: Säugetiere und Vögel aus Liberia (Franz Xaver Stampfli)
- 1870er-Jahre: 4 Exemplare Trogon (Vögel) aus Guatemala (J. Wirz)
- 1870er-Jahre: Kiste mit Petrefakten aus Montpellier, darunter seltene Objekte wie Backenzähne von *Rhinoceros megarhinus*, Delfinzähne, Fragmente von Schildkrötenknochen (Dr. Oberst Kottmann)
- 1870er-Jahre: Fragmente von Mammutstosszähnen die während den Eisenbahnbauten bei Möhlin gefunden wurden (Ziegler)
- 1875: Reptilien aus Argentinien (Wilhelm Steiner)
- 1876: Papageien (J. Amiet)
- 1884: Conchylien (Muscheln) aus dem indischen Ozean (R. Lüthy)
- 1880er-Jahre: Fischfauna des Kantons Solothurn (Adolf Wirz)

Insekten, Skorpione, Schlangen (u. a. eine 21 Fuss lange Tigerschlange), Vögel (darunter ein Nashornvogel, ein vier Meter langes Sumpfkrokodil, 1895 Fund einer grossen versteinerten Schildkröte (Steinbruch der Gebr. Sperisen), weitere Schildkrötenfunde aus den Solothurner Steinbrüchen, 1899 Sammlung neolithischer Funde, Sammlung «Schädel aus alten Gräbern», Fragmente grosser Saurier, gewaltige Krokodilschnauzen mit Zahnreihen, Extremitätenknochen, Sammlung von Versteinerungen von Amanz Gressly



- ↑ Pflanzenbeleg aus dem Herbarium des berühmten Botanikers Robert James Shuttleworth.
- ↗ Weissnasenaffen aus Liberia, eine Donation von Franz Xaver Stampfli.
- Nashornvogel, von Fritz Lüthy aus Sumatra nach Solothurn gebracht.

Musse und Muse

Nicht nur aus der Schweiz, sondern aus allen Weltgegenden brachten oder schickten sie teils spektakuläre Funde und Entdeckungen nach Hause.

Man darf sich folgende Szene bildlich vorstellen: Da steht Museumsdirektor Lang im Jahre 1871 in einem seiner überfüllten Sammlungsräume, als plötzlich ein Bote oder ein Spediteur in der Tür steht. Gewaltige Krokodilschnauzen mit vollständigen Zahnreihen bringt er, wuchtet die Kiste auf einen Tisch und verschwindet wieder. Vier Wochen später kommt er erneut. Diesmal ist es die Schenkung von Dr. Alphonse Beck (1822–1902). Sie umfasst 3819 Meerestiere.

Und Lang weiss nicht, was er damit machen soll: sich über den Neuzugang freuen, fluchen oder den Herrn im Himmel um gnädigen Beistand bitten. Wahrscheinlich tat er das eine wie das andere.

**«Jedes von Sammlern eingelieferte
Fundstück vergrösserte die Platznot.
An Publikumsverkehr war
nicht zu denken.»**

Wer in Langs Biografie liest, fragt sich unweigerlich: Wo nahm dieser Lehrer, Rektor, Autor, Wissenschaftler, Musiker und Museumsleiter die Zeit und Kraft, um die mit seinen Ämtern verbundenen Aufgaben zu bewältigen? Wann schrieb er nach getaner Arbeit seine Vorträge, Forschungsberichte, Briefe und Tagebucheinträge? Die Antwort ist: Lang lebte vor 200 Jahren! Ohne Internet, ohne Flugzeug-, Eisenbahn- oder Autoverkehr, ohne Mobiltelefon, ohne Fernseher, ohne Rundfunk, ohne elektrisches Licht, ohne ständige Ablenkungen und Zerstreuungen. Lang hatte somit, was vielen Zeitgenossen heute fehlt: Musse und Muse. Beides trug reiche Früchte.

Einmal etwa führte Lang etwa im Rahmen einer Vorlesung ein bühnenreifes Stück auf, in dem er die «fantasiereiche Schilderung einer tropischen Juralandschaft» zum Besten gab (siehe «*Die Koralleninsel von Günsberg*» auf Seite 52) und damit seine Zuhörer in Verzückung brachte.

Sicher faszinierte die Besucher die Vorstellung von der im Wellenmeer erkennbaren Koralleninsel in Günsberg. Noch mehr aber Langs Wesen und Forscherdrang, seine Art,

sich nicht mit Vordedachtem zufrieden zu geben, sondern die Welt neu zu entdecken, neu zu denken und neu zu erklären. Das Bedürfnis danach bestand zweifellos, denn das Zeitalter der Aufklärung war gerade mal einhundertfünfzig Jahre jung. Bis dahin hatten – verkürzt ausgedrückt – Obrigkeit und Aberglaube geherrscht. Die Emanzipation der Bürger, ihren eigenen Verstand zu nutzen, Wissen zu erwerben, es zu interpretieren und dadurch Einfluss zu gewinnen – ganz im Sinne von Francis Bacons berühmtem Leitsatz «Wissen ist Macht» – empfanden viele Menschen als Befreiung und als Ansporn.

Auch aus diesem Umstand heraus lässt sich erklären, warum in der Zeitspanne zwischen Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts die meisten Naturmuseen entstanden.

Gefördert wurde diese Entwicklung auch durch den wirtschaftlichen Fortschritt. Wissenschaft nur der reinen Lehre und Bildung wegen zu betreiben, galt als verpönt. Die neuen Entdeckungen und Erkenntnisse sollten Nutzen stiften und beispielsweise dazu beitragen, dass die Arbeiten in der Landwirtschaft und im Ingenieurwesen rationalisiert werden konnten.



Rudolf Ludwig Meyer-Dür.

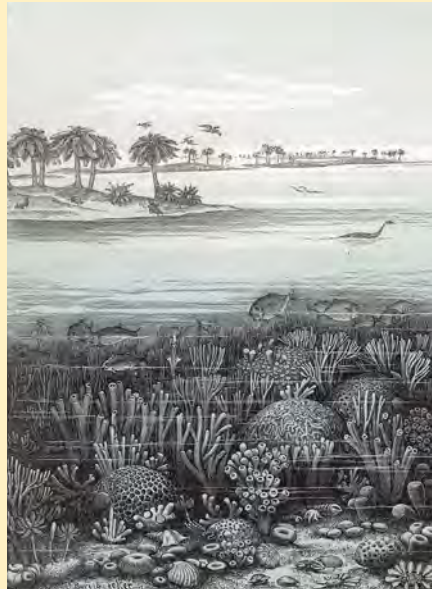
Neben diesen Entwicklungen zur (Neu-)entdeckung der Welt musste sich Lang natürlich auch mit profaneren Dingen herumschlagen. Immer wieder war es seine wichtigste Aufgabe, die vorhandene Sammlung zu verifizieren, zu ordnen, zu etikettieren und wissenschaftlich aufzuarbeiten – und zwar über mehrere Jahre während seiner Ferien. Ganz alleine war er bei dieser Arbeit jedoch nie. Er wusste gute Helfer hinter sich: 1859 erhielt er tatkräftige Unterstützung etwa von Ludwig Rütimeyer (1825–1895). Der Basler Mediziner, Zoologe, Geologe und Paläontologe gab ebenfalls seine Ferien dran, um Ordnung in die fossile Schildkrötensammlung zu bringen, ordnete also, vermass und zeichnete die wichtigsten Objekte. Rütimeyer wies in seiner Arbeit 14 Spezies von Schildkröten nach und erhielt dafür von wissenschaftlichen Fachkreisen im In- und Ausland höchste Anerkennung.

Auch der Entomologe Rudolf Ludwig Meyer-Dür (1812–1885) griff Lang unter die Arme. 1874 erstellte er eine Bestandsaufnahme der Insekten-Lokalfauna zwischen dem Solothurner Talboden und den Jurahöhen. Seine Funde umfassten 600 Tiere aus 537 Arten.

Koralleninsel von Günsberg – Von Franz Lang

«Die zauberische Fantasie führe uns einen Moment auf die Anhöhe an einer Meeresbucht. Wir stellen uns in den Schatten eines Sagobaumes, durch dessen fiedriges Blattwerk die erfrischende Morgenluft streicht, und wir lauschen den Regungen des reichen Naturlebens, das uns überall umfängt. Vor uns liegt der Spiegel der wogenden See, die in blauer Ferne von den flachen Hügeln des Odinlandes (Schwarzwald) und der Vogesen umsäumt ist. Zwischen beiden drängt sich der alsatische Golf (Anm.: gemeint waren das Elsass und der Rhein), welcher sich in unabsehbarer Ferne verliert. Vor die Festländer lagern sich die Dammrisse, von Hochwald und Gempen und in grösserer Entfernung vom Strande ragen die Atolle von Huggerwald und Delsberg aus den blauen Fluten hervor. In der Nähe fesselt die in wilder Brandung stehende Koralleninsel von Günsberg unser Auge. Es ist ein Ausblick wie auf die stillen Eilande des pazifischen Ozeans unter den Strahlen der tropischen Sonne. Steigen wir zum Strande hinab, begegnen wir den Schildkröten, welche ans Land kriechen, um ihre Eier der Erde anzuvertrauen.

Neben ihnen sonnen sich die lang-schnäuzigen Gaviale (Anm.: eine Krokodil-Unterart) am sandigen Ufer und sonderbar gestaltete Vogel-eidechsen durchfliegen die Lüfte. In der Tiefe der Meeresflut erblicken wir den Korallenwald an dessen Zweigen Millionen von Tierchen ihre zarten Fangarme ausbreiten. Die topfförmigen Stöcke der Labyrinth- und Sternkorallen kontrastieren mit den strauchartigen Schwammpolyphen. Die braunen kreiselförmigen Zellentrichter der Montilivaultien lagern sich zwischen die pfirsichroten Punktkorallen, und die buntfarbigen Hornschwämme überziehen die abgestorbenen Korallengehäuse.»



Die Koralleninseln des Juras – so sah die Landschaft um Solothurn vor rund 150 Millionen Jahren aus.



Eine Insektenauswahl, von Rudolf Ludwig Meyer-Dür zwischen dem Solothurner Talboden und der Weissensteinkette gesammelt und in Höhenstufen geordnet. Der Kasten umfasst 600 Tiere aus 537 Arten.

«Wir brauchen ein eigenes Gebäude.»

Schon 1860, also fünf Jahre nach seiner Ernennung zum Museumsdirektor, erkannte Lang, dass es so nicht mehr weitergehen konnte. Die Platzprobleme wurden immer prekärer, auch die Auslagerung von Exponaten an dritten Orten stiess an ihre Grenzen. Einzig den Naturkundeunterricht konnte Lang im Museum noch halbwegs durchführen. An einen Publikumsverkehr aber war unter diesen Umständen nie und nimmer zu denken. Von den Räten der Bürgergemeinde forderte Lang: «Wir brauchen ein eigenes Gebäude.» Doch die Stadt sträubte sich, stand das Museumsprojekt – so sehr es des Fremdenverkehrs wegen willkommen gewesen wäre – doch in den 1860er Jahren in Finanzierungskonkurrenz zum Bau der Eisenbahn: 1847 war die Spanisch-Brötli-Bahn von Baden nach Zürich gefahren. Rasch wurde das Netz ausgebaut. Am 1. Juni 1857 erhielt auch Solothurn seinen ersten Bahnhof für die Linie von Olten über Herzogenbuchsee nach Solothurn. Der Segen der schnelleren Verbindungen von Ost nach West und von Nord nach Süd verschärfte jedoch

die Konkurrenzsituation zu den Städten Biel, Grenchen und Olten, wollte man doch auch dort Touristen und Geschäftsreisende in die eigene Stadt bringen und mit seinen touristischen Attraktionen gutes Geld verdienen. Franz Langs Wunsch wurde somit schlicht wegen leerer Kassen auf die lange Bank geschoben. Doch der immer wieder Enttäuschte gab nicht auf. Wieder und wieder pilgerte der treue Museumsdirektor zum Rat der Einwohnergemeinde. Eins ums andere Mal trug er sein Anliegen vor und zog unverrichteter Dinge wieder ab.

Kein Grund zur Euphorie

Dann 1882 – also 22 Jahre nach der ersten Antragsstellung – endlich ein Fortschritt: Lang erhielt zwar kein neues Museumsgebäude, aber immerhin wurde die alte Kaserne des ehemaligen Ambassadors Hofes zum Schulhaus umgebaut. Nun konnten für Unterrichtszwecke Teile der Sammlung ins Schulhaus umziehen. Aufgrund dessen hatte Lang nun insgesamt mehr Platz für seine naturhistorische Sammlung.

«Das Naturalien-Kabinet auf dem rechten Aare-Ufer enthält werthvolle zoologische und paläontologische Sammlungen.»

Euphorie herrschte dennoch nicht. Die nachfolgend von Franz Lang nüchtern verfasste Notiz im Jahresbericht 1882 spricht Bände: «Das Naturalienkabinett im ersten Stock ist hoch, geräumig und hell. In den Glasschränken längs den Wänden ist die Handsammlung für den zoologischen Unterricht aufgestellt, welche die Hauptrepräsentanten der wichtigsten Tierordnungen enthält. Eine vergleichende zoologische Sammlung, in welcher die Spezies der Gegenwart mit den entsprechenden fossilen Typen zusammengeordnet sind, ist sehr belehrend für das Studium der Entwicklungsgeschichte der Thierformen. Der in der Mitte angebrachte Schrank enthält die Collectionen für den mineralogischen Unterricht und eine nach Formationen geordnete geognostisch-petrefaktologische Sammlung.» Die Nüchternheit der obigen Beschreibung bringt nicht zur Sprache, was in Solothurn seinerzeit de facto betrieben wurde, bedeutet doch die Formulierung «Studium der Entwicklungsgeschichte der Thierformen», dass im katholischen Solothurn der 1880er Jahre nichts anderes als Evolutionstheorie gelehrt wurde. Der damit erzielte Fortschritt stand

indes im völligen Widerspruch zur Weiterentwicklung der musealen Sammlung. Die verlor trotz ihres teilweisen Umzugs und der attraktiveren Räume sukzessive an Bedeutung. Eine gewisse Desillusion machte sich unter den Stadtoberen breit. Für Lang war sie Ansporn. Erneut bestand er auf einen Neubau, verwies auf andere Städte, die mit ihren neueren Naturmuseen das einst führende Solothurn bereits hinter sich gelassen hatten. 1889 bezeichnete Karl Baedeker in seinem Reiseführer (*Die Schweiz, nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol*) Solothurn als «wenig belebte Stadt». Immerhin die Naturaliensammlung kam bei ihm einigermaßen gut weg: «Das Naturalien-Kabinet in der Vorstadt auf dem rechten Aare-Ufer enthält werthvolle zoologische und paläontologische Sammlungen.»

Fast dreissig Jahre kämpften Lang und elf Gleichgesinnte für den Bau des Hauses an der Werkhofstrasse: das heutige Solothurner Kunstmuseum. Schliesslich beschloss der Rat der Stadt den Bau. Im Zuge des Baus der Central-Bahn entlang des Jura-Südfusses wollten die Politiker etwas zur Aufwertung der Stadt tun, um nicht gegenüber anderen Städten ins Hintertreffen zu geraten. Schüler Langs sammelten Geld – heute würde man von Crowdfunding sprechen. Ein Fonds wurde angelegt, um weitere finanzielle Mittel einzubringen. Die Planung, der Bau und die Einrichtung des neuen Hauses dauerten nur fünf Jahre.

Am 15. Dezember 1898 schrieb Lang an den Zürcher Geologie-Professor Jacob Albert Heim (1849–1937): «Mein letzter Lebenswunsch gipfelt in der Hoffnung, es möchte das Pendel an meiner Lebensuhr nicht eher stillstehen, als bis ich das neue Museum der nahen Vollendung noch entgegengehe sehe.»

Fünf Wochen später, am 21. Januar 1899 verstarb er.

In *Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog* von 1900 ist zu lesen: «L. war ein vorzüglicher Lehrer, der die verschiedenen Disciplinen der Naturwissenschaft gründlich beherrschte und durch fleissiges Studium ihren Fortschritten stets mit Eifer folgte. Voll Begeisterung für sein Fach, verstand er auch seine Schüler für dasselbe einzunehmen, und viele derselben haben sich, seiner Anregung folgend, dem Studium der Naturwissenschaften oder der Medicin zugewendet, ihrem einstigen Lehrer stets ein treues und dankbares Andenken bewahrend.»

HISTORISCHER STEINWURF #03



Das Scheitern am Menschen

Wer eine Ausstellung zum Thema «Mensch» plant, versucht sich an der Quadratur eines Kreises. In einem Naturmuseum ist der Mensch zweierlei: Betrachter und Betrachteter. Und so arbeiten sich die Ausstellungsmacher seit 200 Jahren immer wieder neu am Menschen ab. Museumsleiter Walter Künzler schrieb im Jahresbericht 1990/1991: «Ich gebe zu, dass die Menschausstellung nur der Bewältigungsversuch einer wohl nicht zu bewältigenden Aufgabe ist.» Die bezeichnenderweise erst 10 Jahre nach der Eröffnung des Museums realisierte Menschausstellung versuchte das Lebewesen Mensch so darzustellen, wie auch die Tiere im Museum ausgestellt wurden, nämlich mit seinem Körper und seinen besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten. Gleichzeitig wurde aber auch gezeigt, was den Menschen ausmacht: sein Denken und seine Kultur.

In besagtem Jahresbericht schrieb Künzler dazu: «Auf einer grossen Bilderwand schaut ein Mensch von heute zurück. Wie in einem Traum sieht er bunte Bilder aus der Vergangenheit. Die alten Hochkulturen machen ihm die Vergänglichkeit aller Kulturen bewusst. Die Wand, die zeitlich alle bekannten Hochkulturen umfasst und nach menschlichem Ermessen weit zurückreicht, zeigt in Wirklichkeit nur knappe 10 000 Jährchen in der vier Millionen Jahre alten Menschheitsgeschichte und will uns klarmachen, wie grössenwahnsinnig wir heute sind, wenn wir Abfälle produzieren, die noch in 50 000 Jahren giftig sein werden.»

Es wurde auch ein richtiger Mensch ausgestellt, als Schaufensterpuppe – ein harmlos aussehendes Mädchen, das einen Globus als Spielball in der Hand trug. Ein kleiner grüner Marsmensch, der bei seinem Besuch auf der Erde den Menschen im Museum gesucht hatte, bestaunte es mit seinem Videoauge und fragte sich auf seinem Bildschirm, ob das jetzt wirklich das all-bekannte Wesen sei, das sich als Krone der Schöpfung bezeichnet. Diese Inszenierung und auch die anderen Installationen aus den Anfängen der virtuellen Computerzeit wirkten dann bald einmal «aus der Zeit gefallen» und machten deutlich, dass der Einsatz moderner Technik die Ausstellungen kurzlebig macht.

Die Ausstellung «Mensch» wurde deshalb bei der Gesamterneuerung im Jahre 2018 zugunsten eines grosszügigen, multifunktionalen Eingangsbereichs aufgelöst. Der Mensch spielt im Museum aber nach wie vor eine wichtige Rolle: als ein Teil der Natur.

HISTORISCHER STEINWURF #04



Citizen Science

Naturmuseen sind – im Vergleich zu allen anderen Museumstypen – seit jeher auf das Engagement von Bürgerinnen und Bürgern angewiesen. Schon vor 200 Jahren brachten Stadtbewohner, Bauern, Wanderer oder die Arbeiter in den Steinbrüchen ihre tierischen, pflanzlichen oder versteinerten Funde zu Franz Joseph Hugi. Viele dieser Funde wurden zu Exponaten und bildeten somit den Grundstock des Naturmuseums.

Auch heutzutage erhält das Naturmuseum Solothurn immer wieder Naturfundstücke aus der Bevölkerung. Ebenso wichtig sind jedoch Meldungen über auffällige Naturbeobachtungen und Entdeckungen. Etwa, wenn eine neue oder als verschwunden geglaubte Tierart wieder auftaucht, wie im Jahr 2023 der Gartenschläfer.

Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre erkannte der damalige Leiter des Naturmuseums Walter Künzler, dass die Beziehungen zwischen Museum und den Bürgerinnen und Bürgern des Kantons Solothurn ausbaufähig waren: 1987 beauftragte die Stadt Solothurn das Naturmuseum, ein Naturinventar zu erstellen. Dafür brauchte es die Mithilfe der Bürgerinnen und Bürger, die im eigenen Umfeld Erhebungen machten und diese dem Museum mitteilten. Die von da an fortgeschriebene Naturinventarisierung führte längst zu zahlreichen ökologischen Verbesserungen, etwa bei der Grünflächen-Vernetzung oder zu verbesserten Baumpflegeplänen.

In den vergangenen rund zehn Jahren beschritt das Naturmuseum Solothurn unter dem längst populär gewordenen Begriff «Citizen Science» neue Wege: Bei der Aktion «Zeig mir Deine Maus, Katze» wurden die Bürgerinnen und Bürger der Kantone Solothurn und Bern eingeladen, die von ihren Katzen heimgebrachten Kleinsäuger-Beutetiere ans Naturmuseum weiterzureichen. Über 570 Tiere wurden eingeliefert.

Ebenso erfolgreich verlief die 2020 gestartete Aktion «Heckengeister und Klettermeister»: Mittels Citizen Science sollte festgestellt werden, wie stark Haselmaus, Siebenschläfer und Gartenschläfer im Kanton Solothurn, dem Berner Jura und in Teilen des Berner Mittellandes verbreitet sind. Tausende von Meldungen gingen beim Naturmuseum Solothurn und bei Partnerorganisationen ein. Das grosse Interesse an «Heckengeister und Klettermeister» veranlasste das Naturmuseum Solothurn, im Jubiläumsjahr 2025 eine Folgeaktion zu starten, zur Förderung der seltenen Arten.

HISTORISCHER STEINWURF #05



Spielerisches Entdecken

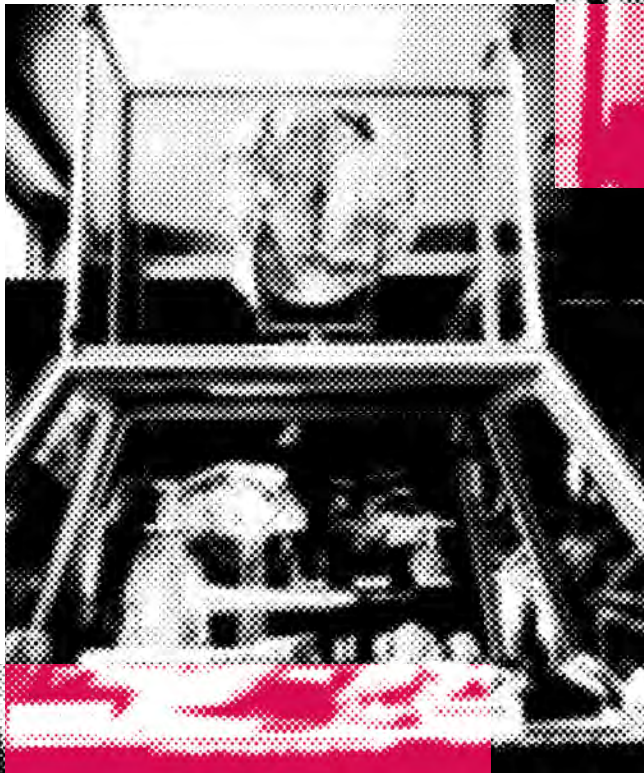
Seitdem das Museum am Solothurner Klosterplatz untergebracht ist, ist die Umweltdidaktik als systemischer Ansatz fester Bestandteil der Besucherführung. Die Natur soll spielerisch entdeckt werden. Dabei setzt man auch auf Interaktivität. Vor allem die jungen Besucherinnen und Besucher sollen mit allen Sinnen erfahren, wie Natur sich anfühlt (Streicheln von Tierfellen), klingt (Vogelstimmenkasten), Widerstand leistet (Kratztisch zum Erfahren der Härte von Mineralien) oder aussieht (Inszenierung von Tiergesellschaften). Weil die Kleinsten und Kleinen das Museum auf eigene Faust erkunden sollten, gab's früh auch Anwendungen, die nur ansprachen, wenn man zuvor ein Knöpfchen gedrückt hatte. Das kam nicht bei allen Museumsleuten gut an. Sie sorgten sich um die würdevolle Ruhe in den Museumshallen, fürchteten sich vor herumrennenden und schreienden Kinderhorden und bezeichneten das neue Naturmuseum abschätzig als «Knöpflimuseum». Und weil die einfachen und verständlichen Texte sie auch ärgerten, sprachen sie von Niveaulosigkeit und von «Boulevardmuseum».

Zahlreiche didaktische Anwendungen runden das Angebot ab: das Baumquizz etwa, die «Lachsreise», eine Tierstimmenorgel, ein Flugmodell, Echolot-Fledermäuse und das Foucault-Pendel.

Die 1980 ins Museum gebrachte Öko-Waage hingegen verfolgt ganz klar ein umweltdidaktisches Ziel: Das Brett-Kugelspiel basiert auf dem Prinzip einer Waage. Wer den eigenen Erfolg maximieren will, dem rollen die eigenen Kugeln förmlich davon. Ziel des Spiels ist, dass die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sich abstimmen und planvoll vorgehen, um die Waage (vulgo: die Umwelt) im Gleichgewicht zu halten. Die 2012 im Museums-Foyer installierte Kugelbahn zur Stadtnatur in Solothurn wiederum ermöglicht es den Spielern herauszufinden, welche Tiere sie wo in der Stadt finden können, wie es um die Vielfalt der städtischen Lebensräume bestellt ist und was den Lebensraum Stadt für Tiere attraktiv macht.

EIN HAUS FÜR KUNST UND WISSENSCHAFT

Von 1902 bis 1980



Isaak Adolf Bloch – Der Herkules und seine Getreuen

Sich Toten anzunähern, ist nicht immer einfach. Denn Zeit und Raum sind das Unglück der Lebenden. Wer jedoch die Grenzen zu den Jenseitigen zu überschreiten vermag – und sei es nur im Traum –, der findet laut dem bekannten Geologen Amanz Gressly «Erlösung». Eine Fiktion.

Es gibt Ereignisse, die erscheinen einem unerklärbar: Man denkt an jemanden, und im gleichen Augenblick ruft er an. Oder man ist im Gespräch, sagt etwas, worauf das Gegenüber entgegnet: «Genau dieser Gedanke ging mir auch soeben durch den Kopf.»

Der Autor dieses Buches hat immer wieder derartige Erlebnisse. Vor Jahren einmal trug sich folgendes zu: Ein Wochenende im Tessin stand an. Kurz vor meiner Abreise packte ich hektisch einige Sachen in eine kleine Reisetasche, verstaute diese im Kofferraum meines Wagens. Zum Aufbruch bereit, hatte ich plötzlich einen Gedankenblitz: «Wie lautet die Nummer des Polizei-Notrufs?» Ich ging zum Festnetztelefon, auf dem die Nummer notiert war, merkte mir «117» und fuhr los. Gut zwei Stunden später musste ich auf der Gotthard-Autobahn den Polizei-Notruf wählen. Ein Sattelschlepper hatte mein Auto gerammt. C.G Jung (1875–1961), der renommierte Schweizer Psychoanalytiker, beschäftigte sich während Jahrzehnten mit dem Unbewussten. Vielleicht wüsste er auch zu deuten, was sich in der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober 2024 zutrug. Damals kämpfte ich mit dem vorliegenden Buch. Ausgerechnet zu den Jahren 1902 bis 1978 erschien mir die Datenlage äusserst dünn zu sein. Die Dinge wiederholten sich immerzu. Was und wie erzählen? Wie interpretieren? Ich hatte keine Idee und schon gar keinen Plan.

Ziemlich ratlos ging ich schliesslich zu Bett. Es war kurz vor Mitternacht, ich schlief bald ein. Geschlagene drei Stunden später sass ich wieder an meinem Computer und schrieb wie ein Besessener jenen Traum nieder, der hier nun zu erzählen ist.

Dem Licht nach musste es Spätnachmittag gewesen sein. Ich befand mich in einem Tannenwald, abseits jeglicher Zivilisation. Kein menschenverursachtes Geräusch drang an mein Ohr. Moos bedeckte den Waldboden, es gab Pilze ohne Zahl. Eine Freude war es. Steinpilze, Eierschwämme, Blutreizker, Habichtspilze und Totentrompeten standen dicht an dicht, gelegentlich sogar als Hexenringe angeordnet. Gut, hatte ich einen grossen Korb bei mir. Er füllte sich rasch.

Doch wie es bei der Pilzsuche gelegentlich ist: Plötzlich stellt sich die Frage nach dem Woher, noch mehr aber nach dem Wohin. Denn ich hatte mich verlaufen.

Bald kam Unruhe in mir auf. Donnergrollen war zu hören. Wind kam auf, ein heftiges Gewitter war im Anzug. Und so beschloss ich, schnellstmöglich den Heimweg anzutreten. Ich lief und lief, doch nirgends zeigte sich mir ein bekanntes Bild, das mir sagte: «Hier warst du schon einmal.»

Erleichterung stellte sich ein, als ich schliesslich auf einen alten Schotterweg stiess. Er war zwar längst von allerlei Gräsern und Büschen eingenommen worden, aber immerhin hatte ich einen Weg gefunden, der einst benutzt worden war. Ich entschied mich für jene Richtung, aus der ich immer noch glaubte, gekommen zu sein.

Stunden mochten verronnen sein – oder waren es nur Minuten? –, als ich schliesslich ein mit Moos überzogenes Steinhäuschen erblickte. Ein alter Mann sass davor. Langer wuscheliger Bart, ebenso wuscheliges Haupthaar, Brille, eine Zigarre im Mund.

«Die Pilze kannst du gleich wegwerfen. Sind allesamt giftig», rief mir der Alte mit erhobenen Zeigefinger zu, obwohl ich noch einige Meter von ihm entfernt war und er die Pilze gar nicht hatte begutachten können.

Vorsichtig hob ich das Tuch, unter dem ich die Pilze verborgen hatte: «Schade, schade», klagte ich. Kaum hatte ich den Korb neben einer Tanne entleert, da zerfielen die Pilze zu Staub, und eine dichte, nach Fäulnis stinkende Rauchsäule stieg auf.



Amanz Gressly.

«Siehst du? Giftig allesamt.» Der Alte lachte laut, winkte mich dann zu sich heran und klopfte mit der Hand auf die Holzbank, zum Zeichen, dass ich mich neben ihn setzen sollte.

«Hast dir Zeit gelassen. Hab dich schon erwartet.»

Ich nahm Platz, schaute ihn fragend an.

«Gressly mein Name. Du suchst mich. Und Erkenntnis.»

«Amanz Gressly?» Ich staunte nicht schlecht. Erst am Tag zuvor hatte ich die Biografie des 1814 in Bärschwil geborenen und 1865 in Bern verstorbenen Geologen und Forschers gelesen.

Er nickte.

«Das trifft sich gut. Vielleicht können Sie mir helfen.» Ich erzählte ihm von meinem Buch über das Naturmuseum und von meinen Schwierigkeiten mit den Geschehnissen ab dem Jahre 1902. Er quittierte meine kurze Erzählung mit einer wegwerfenden Handbewegung und mit den Worten: «Tja, wenn der Kopf leer ist, fällt einem das Schreiben schwer.»

Frustration machte sich in mir breit. Nicht wegen der Demütigung, die Gressly soeben ausgesprochen hatte. Sondern: «Sie können mir ohnehin nicht helfen. Schliesslich starben Sie 1865, also 37 Jahre vor jenem Zeitraum, der mich interessiert.»

Er gab ein Knurren von sich. «Zeit und Raum sind das Unglück der diesseitig Lebenden. Doch im Jenseits gibt's diese Grenzen nicht. Hör einfach zu, was ich dir zu erzählen habe. Dann findest du Erlösung.»

Ich nickte. Nun begann der Alte zu erzählen: Der Wald, die Steinbrüche und die Berge waren es lange. Wo ich Herberge oder Unterschlupf fand, blieb ich, bis es mich weitertrieb. Als Wilder galt ich, als Verwegener, ja manchem als Vagabund. Als Schnecken-, Frösche- und Schlangenfresser. Stampfli nannte mich in seiner Biografie «Lebensbild eines ausserordentlichen Menschen», einen «Aussteiger», was nie sein konnte, weil ich nie eingestiegen war. Immerhin schrieb er mir zu, «ausserhalb aller Konventionen, aber mit ausserordentlich hoher Intelligenz ausgestattet» gewesen zu sein.



Gressly-Gedenkstein in der Verenaschlucht.

Man liess mich immer wieder spüren, dass ich keine Professur hatte und keiner der hohen Herren war. Und so hielt ich mich abseits, so gut es ging. Wollte es ja auch so. Recht war's. Aber auch einsam und oft unverstanden.

Das Naturmuseum kannte ich wohl. Von Anfang an. Auch Hugi war mir wohlbekannt, aber wir waren keine Blutsbrüder. Er war mir zu gleich. Ein Eigenbrötler, wie ich. Franz Lang hingegen: ein treuer Mensch und lebenslanger, lieber Freund. Bis zuletzt.

Der Umzug ins neue Haus – ein Kraftakt

Beiden – also Hugi und Lang, aber auch vielen anderen – ist zugute zu halten: Ohne sie gäbe es das Naturmuseum nicht. Jahrzehntlang hatten sie dafür gekämpft und sich wahrlich aufgeopfert, bis sie im Sommer 1902 die Früchte ihrer Arbeit ernten konnten: Die naturkundliche Sammlung konnte in ein schönes, neues Haus einziehen. Isaak Adolf Bloch führte die Sammlung nun. Bloch hatte es von Anfang an richtig schwer. Du musst dir das mal vorstellen: Das Stadtmuseum war gebaut, nun musste der Umzug bewerkstelligt werden. Das stellt man sich heute so einfach vor, nicht wahr? Da wird das Zeug in Kisten verpackt, dann kommen die Zügelwagen und dann rübergefahren. Nichts da. So ging

das nicht. Bloch wusste zum Zeitpunkt des Umzugs noch nicht einmal genau, wie die Ausstellung aussehen sollte. Da gab's dann Gott sei Dank den Leopold Bloch. Der machte einen Plan für die Ausstellung.

Wie der Isaak und der Leopold Bloch verwandtschaftlich zueinander standen, weiss ich nicht mehr. Sie mussten wohl Familienbande gehabt haben. Waren ja beide in Lengnau im Kanton Aargau geboren worden. Später jedenfalls wurden sie dank Heirat sogar Schwager. Das ist gewiss.

**« Was ich in Ihren Notizen einzig
vermisse, sind die Autorennamen,
die hinter jeder lateinischen
Bezeichnung nie fehlen sollten. »**

Beide waren zur Zeit des Umzugs blutjung. Als Isaak 1899 zum Leiter des Museums berufen wurde, war er gerade dreissig Jahre alt geworden, und der Leopold wurde sogar 21-jährig zum «Leiter der Umzugs- und Installationsarbeiten» ernannt. Da beide als Lehrer ihr Brot verdienten, hatten sie schon eine Ahnung, wie ein Museum aussehen sollte. Aber nicht nur am Geld mangelte es halt. Da konnte der Leopold noch so schöne Pläne zeichnen, die ja auch genehmigt wurden. Aber die Ausstellungsräume einzurichten, dafür brauchte es erst einmal allerlei Möbel und Gerät. In Zürich schrieben sie immerhin in der Zeitung vom 23. April 1903: «Herr Dr. L. Bloch wirkte in den letzten Jahren in Solothurn, indem er in Verbindung mit Herrn Prof. Dr. I. Bloch, dem Lehrer der Naturgeschichte an der Kantonschule, die wissenschaftliche Neuordnung der städtischen naturhistorischen Sammlung in vorzüglicher Weise besorgt und die Installation desselben im neuen Museum der Stadt Solothurn zu allgemeiner Befriedigung geleitet hat.»

War dem Schreiber dieser Meldung nicht bekannt, Welch ein Kraftakt und wieviel Ärger hinter dieser «Installation» standen? Mitunter verlor selbst der bedächtige Bloch die Kontenance. Am 17. Dezember 1902, also wenige Monate nach Eröffnung des neuen Museums, platzte ihm sogar einmal der Kragen, weil bei der damals wie heute wichtigen Taxonomie und beim systematischen Ordnen der Objekte geschlampt worden war. Einem seiner Helfer schrieb er in Ermangelung korrekter Anwendung der Nomenklatur: »Was ich in Ihren Notizen einzig vermisse, sind die Autorennamen, die hinter jeder lateinischen Bezeichnung nie fehlen sollten.«

Natürlich wollte man damals nicht nur so viel wie möglich zeigen. Es gab buchstäblich alles sehen, was man hatte, einfach weil zu wenig Platz war, um Sammlung und Ausstellung zu trennen. Letztlich mussten der Isaak und der Leopold alles in den Ausstellungsräumen unterbringen. Man kann sich gut vorstellen, wie eng und vollgestellt das alles war.

Wenn man nur mal diese Anfangsjahre im neuen Museumsbau anschaut, dann ist's schon ein Wunder, dass das Haus wurde, was es heute ist. Das war eine Herkulesaufgabe. Nicht nur für Isaak und Leopold. Eine ganze Reihe anderer Leute arbeiteten mit.

Da gab's beispielsweise einen Mann namens Hermann Lüscher. Er hatte Ende des 19. Jahrhunderts angefangen, Pflanzen zu sammeln und zu trocknen und schliesslich Herbarien angelegt. Ab 1902 arbeitete er während drei Jahren an mehreren Tagen pro Woche wissenschaftlich. Er sichtete, katalogisierte und desinfizierte diverse Herbarien. Unglücklicherweise bildete sich trotzdem Schimmel, der den Einsatz chemischer Mittel erforderlich machte. Unter diesen Herbarien waren teils sehr bedeutende Sammlungen von Lang, aber auch von den berühmten Botanikern Robert James Shuttleworth (1810–1874) und Jules César Ducommun (1829–1892). Später kamen weitere bedeutende Herbarien in die Museumssammlung.



Argusfasane aus der Sammlung Lüthy.

Man sieht ganz gut an dieser Geschichte: Es ging voran im neuen Haus. Langsam kam eine Ordnung hinein, trotzdem war's ein Sisyphustun. Kaum war eine Ecke halbwegs eingerichtet, musste wieder alles umgestellt werden, weil laufend neue Fundstück hereinkamen.

So ist's kein Wunder, dass der arme Bloch fast an und in der Sammlung erstickte. Er hat es ja selbst geschrieben in der *Zürcher Zeitung* vom 29. Juli 1902 zur Eröffnung des Museums. Da kriegt man schon beim Lesen einen Sturm im Kopf. Bloch geizte dabei nicht mit Anschaulichkeit: «Eine künstlerische Gruppe von Argusfasanen (*Argus giganteus Temm*) schmückt diese Sammlung. Anschliessend finden wir die niederen Wirbeltiere (Reptilien, Amphibien, Fische), worunter besonders das etwa vier Meter lange Sumpfkrokodil unser Auge fesselt, von dem der Donator, Herr Fritz Lüthy, berichtet, dass «beim Oeffnen des Magens drei etwas geknickte menschliche Arme erschienen, ausserdem ein ganzer Hund, ein durch Magensaft angegriffenes Hufeisen, Hufnägel und ein Stück Blei.»

So viel brachten sie aus aller Herren Länder heim. Oft waren's reine Tauschgeschäfte: Manche brachten ein totes Tier, um sich ein Denkmal zu setzen. Den eigenen Namen wollten sie sehen, auf einem schön verzierten Täfelchen. Das wissenschaftliche Interesse kam manchmal erst an zweiter Stelle. Aber auch reisten wohlhabende Solothurner Wissenskundige 1904 gar weit in den Norden hinauf, nach Spitzbergen. Eine Menge Fundstücke brachten sie von ihrer Nordlandreise nach Hause. Auch einen Eisbären, der wurde dann 1906 in der Ausstellung gezeigt, du kannst dir die Sensation vorstellen.



Oberst Urs Brosi reiste mit einer Gruppe von Solothurnern nach Spitzbergen, um für das Naturmuseum eine Sammlung nordischer Tiere zu beschaffen, darunter auch einen Eisbären.

Natürlich waren Bloch und seine Mitstreiter froh um jeden Fund aus Nah und Fern. Gleichzeitig schlug jedes neue Exponat ein Loch in die ohnehin chronisch leere Museumskasse, die 1914 sogar so leer war, dass es nicht mal für eine Schreibmaschine reichte. Und so lieferten etliche Forscher und in fremden Diensten stehende Handelsreisende oft nicht nur ihr Fundstück in Solothurn ab, sondern auch das Geld zur Finanzierung neuer Vitrinen.

Mir ging's bei meinem Forschen nicht um den Ansehensgewinn. Sein, Erforschen und Erleben war alles! Aber auch ich brachte hin und wieder einen oder mehrere Funde ins Museum. Ich liess mir die auch bezahlen. War ja mein Geschäft, wertvolle Versteinerungen und anderes ausfindig zu machen und damit den Ruhm der Solothurner Sammlung weit über die Stadt und den Kanton hinaus zu mehren.

Was strahlt heller? Die Kunst oder die Naturwissenschaft?

So wurde das neue Museum am Solothurner Stadtgraben – unter dem gleichen Dach wie das Kunstmuseum und der historischen und ethnografischen Sammlung – schliesslich zur Perle. Anfangs glänzte sie eher matt, doch dann zusehends heller. Das Haus selbst war sehr gut und schön. Es gab grosse, wunderschöne Säle, in denen die Museumsstücke gezeigt wurden. Wunderbar ausgestellt auch die erdgeschichtliche Sammlung, ausgestattet mit



Objekttafeln: Die prominente Würdigung der Donatoren genoss hohe Priorität.



Die erdgeschichtliche Sammlung, ausgestellt in prächtigen Eichenholzvitruinen.

prunkvollen Vitruinen, Regalen und Schränken. Alles bestens durchdacht. Mit gutem Recht erhielt das neue Museum das Lob der Fachwelt weit über die Region hinaus, auch weil es nun mit Isaak Bloch und Emil Künzli zwei Konservatoren beschäftigte, die sich um die naturkundlichen Sammlungen kümmern konnten und die vielen Freiwilligen unterwiesen beim Bestimmen, Sortieren, Katalogisieren und Ausstellen der wertvollen Fundstücke. Und in der Bürgerschaft? War da das Naturmuseum beliebt? Was strahlte heller in den Augen der Betrachter, was erhält von diesen mehr Applaus, wenn Kunst und Naturwissenschaft im gleichen Hause um Aufmerksamkeit und Anerkennung buhlen?

Die Antwort ist leicht gegeben. Um ein Kunstwerk zu betrachten, brauchst du zwei Augen. Ganz anders beim urzeitlichen Tintenfisch des Jurameeres oder bei der Jahrmillionen alten Meeresschildkröte. Da musst du ebenfalls zwei Augen haben, aber dazu auch Wissen und Verstand. Fehlt Letzteres, musst du die erdgeschichtliche Errungenschaft gar nicht erst betrachten, weil du sie nicht verstehst.

Und so segelte das Naturmuseum bei mal lauem, mal bei gutem Wind viele, viele Jahre im Windschatten des angeseheneren Solothurner Kunstmuseums dahin. Aber es segelte. Immerhin. Auch weil in vielen anderen Kantonen die Naturmuseen wie Pilze aus dem Boden schossen. Fast jeder Kanton hatte bald eines. Und diese Museen pflegten regen Kontakt zueinander, halfen sich mit wissenschaftlichen Expertisen und Objekten aus, ja überlegten gar, die Präparatoren museumsübergreifend zusammenarbeiten zu lassen. Gute Präparatoren waren damals wie heute selten und sind immer grosse Künstler.

Ab und zu aber gab es zwischen den Museen auch Streit. Einer trug sich anfangs der 1940er Jahre zu. Es ging um Fossilien, genauer um Fragmente von winzigen Säugetierzähnen bisher unbekannter Arten aus einer Grabung bei der Ruine Balm beim Balmberg. Solothurn beanspruchte sie aus gutem Grunde für sich, ebenso Basel. Schliesslich traf man sich im Rathaus in Basel und einigte sich. Doch noch heute sind die Objekte in den Naturmuseen von Solothurn, Basel und Olten zerstreut und besitzen teils unterschiedliche Sammlungsnummern aller drei Museen.

« Tiere, die kein hier Einheimischer gesehen und deren Namen keiner gehört hatte. »

Natürlich sorgte der Disput zwischen Solothurn und Basel damals für Aufruhr. Weit plagender jedoch war – ich wiederhole mich – in all diesen Jahren die Platznot. Weil es der Schenkungen immer noch so viele gab. Bloch und Künzli – sie arbeiteten während 26 Jahren Seit an Seit – waren nicht zu beneiden. Notgedrungen führten sie die Sammlung mit schwacher Kasse jeweils im Nebenamt, da sie als Professoren an der Kantonsschule ihr Geld verdienen mussten und kamen folglich mit dem Inventarisieren der Neuzugänge oft kaum hinterher.



Der Quetzal aus Lateinamerika.

Jeder war auf seinen Fachgebieten tätig: Bloch war für die zoologische, botanische, ethnografische, anthropologische und paläontologische Sammlung zuständig, Künzli für die Gesteine und Mineralien. Das war auch nach der Bloch-Künzli Epoche so, als Walter Moser und Hugo Ledermann die Leitung übernahmen. Sie teilten die Fachgebiete ebenfalls untereinander auf.

Viele der neuen Exponate kamen aus aller Welt: aus Sumatra, Brasilien, Nordamerika, Kolumbien, aus dem westafrikanischen Königreich Dahomey, Angola, Singapur, Ceylon, Java, Belgisch Kongo.

Es waren prächtige Exemplare darunter. Tiere, die zuvor kein hier Einheimischer gesehen und deren Namen kaum einer gehört hatte. In den Augen mancher Forscher wie Museumsbesucher waren diese exotischen Exponate im Vergleich zu den heimischen weit wertvoller. Nicht nur, weil sie bisher



Skurrilität: Dieses einäugige Geisslein weckte das Interesse der Besucherinnen und Besucher.



Relief des Bietschhorns, erschaffen vom bekannten Kartografen und Topografen Eduard Imhof. Das Relief wurde an der Landesausstellung 1939 gezeigt.

ungekannte Raritäten waren. Sie befanden sich oft auch in weit besserem Zustand. Das war keine Kunst: Wenn ein Tier extra für die Sammlung geschossen und präpariert wird, sieht es nun einmal schöner aus als ein Fund, der schon tage- oder wochenlang auf dem feuchten Waldboden der Heimat herumliegt. Ja, das Leben ist stets und überall ein Wettkampf. Nur das Schönste, das Attraktivste, das Seltenste darf sich des Applauses sicher sein. Oder das Grauslichste. Das gab's auch: schauerliche Seltenheiten, Raubtiere oder giftige Schlangen, auch aus der heimischen Gegend. Die brachten immer Renommee und Zulauf. Und so darf es nicht verwundern, dass die zoologische Abteilung bald einmal einem völlig überladenen Panoptikum glich, in dem auch allerlei Kuriositäten dargeboten wurden.

Bloch und seine Helfer kamen dem Problem der wachsenden Bestände aber je länger, je mehr mit grossem Geschick bei. Was im Museum keine Verwendung fand oder doppelt vorhanden war, gaben sie an die zahlreichen Schulen in der Gegend weiter. Zur Freude der Lehrer. Die konnten das zahlreiche Gefieder, die ausgestopften Tiere, aber auch allerlei Pflanzen und dergleichen im Unterricht gut gebrauchen.

Die mineralogisch-geologische Sektion – mein Steckenpferd! – war damals ein

Stiefkind der Sammlung, so es sich bei den jeweiligen Objekten nicht um Trophäen und Raritäten handelte. Die geologische Ausstellung war zwar durchaus gepflegt und aktuell, aber sie fand nur wenig öffentliche Beachtung. Ausnahmen gab's aber schon: zum Beispiel die leuchtend farbigen Mineralien und die wunderbaren Bergkristalle, die überaus beeindruckenden Gebirgsmodelle und die perfekt erhaltenen Fossilien aus der Jura-Zeit,

mit der weltweit grössten und auch wissenschaftlich bedeutenden Sammlung versteinertes Schildkrötenpanzer aus den Steinbrüchen der Stadt. Die hatten immerhin 1825 zur Gründung des Museums geführt – und haben Bestand bis heute. Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte es von Anfang an bei der Geologie und den Versteinerungen der Heimat belassen. Ich weiss es nicht.

Hochkarätig besetzte Fachkommission

Froh bin ich unterdessen, dass mein Feld, die Geologie, aber auch die Fossilienkunde bis heute wichtig sind im Museum. Bis nach Amerika hinüber fanden meine Entdeckungen Verbreitung. Rainer Zangerl (1912–2004), ein internationaler Paläontologe, wurde dank meiner Entdeckungen Kurator für fossile Reptilien am Field Museum of Natural History in Chicago und stand dort auch zeitweise der Geologischen Abteilung vor. Neben fossilen Haien beschäftigte er sich mit fossilen Schildkröten und liess sich aus dem Solothurner Sammlungsmaterial Vergleichsobjekte nach Chicago aus.

Heinrich Bräm brachte 1965 die Ergebnisse einer neuen Untersuchung über die Solothurner Schildkröten als Separata «Die Schildkröten aus dem oberen Jura (Malm) der Gegend von Solothurn» heraus.

Mit wachsender Ausstellung und Sammlung brauchte es auch immer mehr Wissen. Die Ordnung, Herkunft und das Wesen der jeweiligen Stücke, die Epoche, aus der sie stammten, all dies musste fachkundig bestimmt, dokumentiert und laufend betreut werden. Da erwies es sich als grosser Segen, dass den Konservatoren eine Fachkommission zur Seite gestellt wurde, die die Museumsarbeit rat- und tatkräftig unterstützte. In der Kommission sasssen viele gescheite Leute. An einige erinnere ich mich noch. Natürlich an den Kustoden Bloch, der waltete in der Kommission als Aktuar, also als wissenschaftlicher Sachverständiger.

Als weitere hochgebildete Herren amtierten: der Rektor Prof. J. Enz, Schuldirektor J.V. Keller, Fritz Lüthy (bis 1909), Prof. A. Strüby, Dr. A. Walker, Prof. J. Walter, Dr. Leopold Greppin (ab 1902), Prof. Dr. E. Künzli (ab 1902), Oberst Urs Brosi (ab 1910), Dr. Rudolf Probst (ab 1910), Ad. Wirz, Zahnarzt (ab 1910).

Vor allem Leopold Greppin (1854–1925) und Rudolf Probst (1855–1940) waren für das sich stetig weiterentwickelnde Naturmuseum von grösster Wichtigkeit. Sie stellten im Gegensatz zu den Jägern und Sammlern in der Fremde vor allem die Erforschung der heimischen Natur ins Zentrum ihres Handelns, was sich vor allem in ihrer Arbeit in der



Leopold Greppin.



Die Vögel der Weissensteinkette.

Naturforschenden Gesellschaft Solothurn niederschlug.

Der «Irrenarzt» Professor Leopold Greppin genoss als Feldornithologe einen herausragenden Ruf, der weit über Solothurn hinausreichte. In den Jahren 1911–1913 brachte Greppin mehr als vier Dutzend Vögel aus der Vogelwelt der Weissensteinkette ins Museum. Ein unglaublicher Schatz. Doch nicht der einzige. Bloch und Greppin steuerten wunderbare Inventare bei, das Fledermausinventar etwa. Es kam vor allem zustande,

weil Lehrer und Naturkundler aus der ganzen Region aufgerufen worden waren, ihre Beobachtungen zu melden.

Der Arzt Rudolf Probst wiederum war ein bedeutender Pflanzensammler. Er unterhielt ein regelrechtes Netz an Sammlern, mit denen er sich regelmässig austauschte und die ihm zahlreiche Funde zukommen liessen. 1910 stiess er zur Fachkommission und vertrat dort das Feld der Botanik.

**«Bei der Durchsicht der Bestände stellte ich fest,
dass ein grosser Teil der in 180 Kistchen (!)
angelieferten Insekten verfault war.»**

Probst und Greppin – auch dies ist zu sagen – waren keine studierten Naturwissenschaftler, wie man sie heute kennt. Trotzdem waren ihre Amateurleistungen für die Natursammlung von unschätzbarem Wert.

Jetzt kommt mir noch ein Pfarrer in den Sinn. Wie hiess der doch wieder? August Rätzer! Genau! Ein fleissiger Insektenkundler war der. Und gescheit!

Eines Tages erzählte mir der Pfarrer Rätzer eine Geschichte, die gut illustriert, welche Dilemmata Bloch oft auszuhalten hatte. Der Menschenkundler Tobias Scheidegger hat sie auch mal in «Der Lauf der Dinge. Materiale Zirkulation zwischen amateurhafter und professioneller Naturgeschichte in der Schweiz um 1900» aufgeschrieben. Rätzers Geschichte geht so: «Schon zwei Jahre vor unserem Umzug ins neue, erhabene Haus hatte Bloch

versucht, Ordnung in die Naturaliensammlung zu bringen. Ich stand ihm zur Seite, sollte die entomologischen Bestände erneuern, ordnen und bestimmen. Das aber konnte und sollte nicht in Solothurn geschehen, sondern in Büren, wo ich im «Bären» residierte. Also wurden die entomologischen Bestände per Schlitten von der Ambassadorsstadt zu mir nach Büren speditiert. Bei der Durchsicht der Bestände, stellte ich fest, dass ein grosser Teil der in 180 Kistchen (!) angelieferten Insekten verfault war.

Das schrieb ich Bloch und beklagte mich auch gleich, dass er mir so viele Kisten geschickt hatte [...] Einige Wochen später schreibt mir der schwer geplagte Bloch wieder: «Beigeschlossen sende ich Ihnen die verlangten Nadeln & endlich auch die Seidencordons, die ich auf zweimalige energische Reclamation hin erlangen konnte. Die beschriebenen Etiquetten sandte ich Ihnen gleich nachdem sie fertig gestellt waren. Unser Schreiber ist eben ein Blaumacher, er arbeitete letzten Montag wiederum nicht. Darum die Verzögerung. Von Bern erhielt ich bis jetzt noch keine Familien- bzw. Sub-fam-etiquetten. Sind sie überhaupt bestellt worden? Sie können versichert sein, dass die unspeditive Bedienung meinerseits nur dem Umstand zuzuschreiben ist, dass ich von den Lieferanten im Stich gelassen wurde.»



Frassschäden an einer Insektensammlung.

**« Unser Schreiber ist
eben ein Blaumacher. »**

Allesamt Dilettanten

So ging das immer wieder. Während Jahrzehnten! Das war natürlich nicht Blochs Schuld, auch nicht jene von Walter Moser, der 1954 Blochs Nachfolger wurde. Wir waren, ich und die vielen anderen Helfer eingeschlossen, einfach Dilettanten im besten Sinne des Wortes. (Anm.: Der Begriff Dilettant hatte in jener Zeit eine wertschätzende Bedeutung.) Allesamt waren wir freiwillige Liebhaber der Wissenschaft, taten die Dinge um ihrer selbst willen, aus Interesse, Liebe und Leidenschaft. Das war in der damaligen Zeit üblich. Ohne uns wäre die Wissenschaft nie geworden, was sie ist. Wir waren Zuträger, Helfer, Sammler, Halbwissende, Diener, die es in den Anfangsjahren der langsam gross und ruhmreich werdenden Wissenschaft brauchte.

Moser, also Blochs Nachfolger, wusste sich die Begeisterung vieler zunutze zu machen. Als ab 1954 die Sammlung neuinventarisiert werden sollte, engagierte er kurzerhand eine ganze Reihe von Kantonsschülern.

Ja, Volontäre waren wir, bestehend aus Pfarrern, Medizinern, Advokaten, Ingenieuren und vor allem Lehrern. Wir waren das Salz in der Suppe der Wissenschaft. Und alle wollten mitreden.

Die in den Steinbrüchen arbeitenden Steinklopfer schwiegen allerdings meist. Auch die Tunnelbauer, ebenso die Waldarbeiter, Fischer, Bauern oder Grubenarbeiter. Sie



Kurioses Fundstück, das dem Naturmuseum Solothurn zur Verfügung gestellt wurde: ein doppelköpfiges Kalb.

lieferten ihre zahlreichen Funde an Bloch und später auch an Moser, oft war eine Kuriosität dabei. Ein doppelköpfiges Kalb etwa, eine giftige Schlange. Aber all diese Eingänge bedeuteten immer auch Arbeit, musste das Fundstück doch stets aufwendig präpariert werden. Und unter der vielen Arbeit blieb dann halt manches andere liegen.

Der Greppin – ich erzählte dir bereits von ihm – schickte Bloch einmal einige tote

Vögel. Am 17. Mai 1904 schrieb der zurück: «Was die 5 Sperber und die 2 Raubwürger anbetrifft, so sind dieselben in der Sammlung wirklich überflüssig. Da sie nun einmal hier sind, so würde ich, wenn Sie damit einverstanden sind, die zwei Würger für Schulzwecke verwenden, die Sperber als Schenkobjekte an Schüler (Pädagogen) [weiterreichen], welche dem Museum wertvolle Dienste leisteten, sei es in Form von Arbeiten oder in Form von Schenkungen.»

Ebenfalls 1904, nämlich am 9. August trug es sich zu, dass Kustode Isaak Bloch sich mit einem geschenkten Gaul herumschlagen musste, der ihm von Eugen Rauber aus Neuendorf in Gestalt eines Vogeles angekündigt worden war. Er schrieb zurück: «Geehrter Herr! Ich war von Solothurn abwesend. Hieher zurückgekehrt finde ich Ihre w. Karte. Selbstverständlich sind wir Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns das betr. Ei für unsere Sammlung überlassen würden. Es scheint ja ein recht interessanter Fall zu sein.»

Die Verdankung am 13. August lautete: «Geehrter Herr! Besten Dank für Ihre Sendung. Leider ist dieselbe total zertrümmert & ausgelaufen angekommen. Es ist schade für das Objekt.»

Wie gesagt: Bloch war keineswegs zu beneiden. Zwar verschaffte ihm die Aufgabe als Kustos ordentlich Autorität und Renommee, aber noch mehr Arbeit, als er zu leisten imstande war. Zwischen 1903 und 1910 musste er mit seinen Helfern jährlich zwischen 254 und 2278 Neuzugänge annehmen, prüfen und, falls für gut befunden, inventarisieren, konservieren und so weiter.

Und dennoch ermunterten Bloch und die Fachkommission die Bevölkerung und Wissenschaftler teils über die Zeitung, in der lokalen Tierwelt nach neuen Schätzen Ausschau zu halten.

**«1911 gingen 953 Objekte ein, das Jahr darauf 1061 Objekte,
1913 waren es immerhin noch 490 Objekte.
In meinen Augen war's ein Rausch!»**

Eine frühe Form von Citizen Science

Nach jedem Aufruf kannten die derart Hofierten aus dem Volk kein Halten mehr: 1911 gingen 953 Objekte ein, das Jahr darauf 1061 Objekte, 1913 waren es immerhin noch 490 Objekte plus etliche Fotografien. In meinen Augen war's ein Rausch!

Doch nicht nur in heimatlichen Gefilden ging's allerlei Getier und Pflanzen an den Kragen, so es nicht schon tot war. Immerhin der Weissenstein wurde zum Schongebiet erklärt. Fortan durften dort keine Greifvögel mehr bejagt werden. – Dagegen: Aus Afrika, auch vom asiatischen Kontinent schickten Handelsreisende, was ihnen vor die Flinte oder ins Netz kam, derweil ich in den Wäldern und Bergen meiner Wege ging und mich auf dem Gebiet der Faunistik betätigte. Nur auf den ersten Blick ging's dabei ums Geschäft, also um den Verkauf von tatsächlichen oder versteinerten Tierobjekten an die Museen, wie ich ihn ja auch betrieb. In Wahrheit aber strebten wir danach, den Bestand möglichst vieler Tierarten und Unterarten zu erforschen und zu erfassen.

Dergleichen geschah und geschieht bis auf den heutigen Tag und natürlich nicht nur einmal innerhalb eines gegebenen Zeitraums, sondern wieder und wieder, weil sich die Natur laufend verändert, was zu erforschen und zu dokumentieren ist, damit auch jede aussterbende, neu aufkommende oder sich verändernde Art erkannt und richtig eingeordnet wird.

Schon damals gab es eine Vielzahl von Laien, ohne die die Erforschung der hiesigen Natur nie möglich gewesen wäre. Heute gibt es ein Wort dafür, das man damals nicht kannte: «Citizen Science.» Und eben: Nur dank der Freiwilligen konnte ein Fledermausinventar angelegt werden. Auch die Welt der Krebse in den heimatlichen Bächen und sonstigen Gewässern wurde von ihnen akribisch erforscht und dokumentiert, ebenso die Wildschweine. Man stellte ihnen nach, nicht um sie zu jagen und auf den Tisch zu bringen, sondern um die Schädlinge des Ackerbaus ebenso zu verstehen wie die Feuerwanzen, die übrigens keine Schädlinge darstellten. Die Wildschweine und die Feuerwanzen, aber das weiss heute keiner mehr, die gab es vorher gar nicht in der Schweiz. Sie wanderten zu. Hätten die Forscher das damals nicht dokumentiert, keiner wüsste es heute.

Noch mehr als Wildschweine und Feuerwanzen aber faszinierte die exotische Tier- und Pflanzenwelt das Publikum. Und so schickten die Söhne der Heimat Tiere aus Südostasien, Amerika und Afrika. Ein Buschlöwe aus dem Sudan, ein Nubierlöwe aus der Menagerie des Zürchers Urs Eggenschwyler sowie ein Berberlöwe wurden von Präparator Max Diebold zu einer Gruppe vereint. Diebold und andere Präparatoren waren fürs Museum natürlich von unschätzbarem Wert. Einerseits kamen Bloch und die Seinen über sie an seltene, exotische Tiere heran. Gleichzeitig waren die Präparatoren auch Vermittler, indem sie die neuartigen Tiere gekonnt in Szene setzten und so einem breiten Publikum zugänglich machten, ganz zu schweigen von ihrem künstlerischen Können, das es braucht, um solche Grossobjekte zu konservieren.



Löwengruppe, zusammengestellt von Präparator Max Diebold: Buschlöwe, Nubischer Löwe, Berberlöwe.



Orang-Utan mit Präparator Max Diebold.

Jedes Mal ging ein Raunen und Staunen auch durchs wissenschaftlich gebildete wie ungebildete Volk, wenn wieder mal eine neue Komposition aus verschiedenen präparierten Tieren gezeigt werden konnte. Neben solchen Szenerien fanden etwa die 24 Vögel und das kleine Kolibri-Nest aus Brasilien kaum mehr Beachtung, auch nicht die 121 gut dokumentierten Vögel aus Nordamerika. Sensation um Sensation stellte sich ein im Stadtgraben. Diese wurden von heimischen Funden nur übertroffen, wenn es eine Missgeburt war. Eine Hauskatze mit sieben Füßen und zwei Schwänzen etwa.

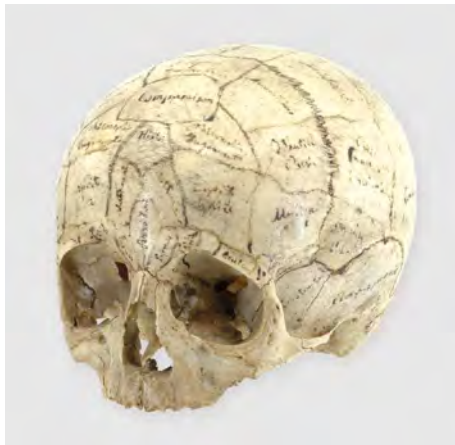
Man kann's ja verstehen. Auch wenn ich mich an derlei Schauen nicht ergötzen konnte, so war ich nicht anders. Der Mensch suchte damals das

Neue, das Unbekannte, und er versuchte, dieses Unbekannte zu erkunden und zu verstehen.

Ich selbst war jahrein, jahraus mit dem Geologenhammer in den Wäldern, Bergen und Steinbrüchen unterwegs. Kein Stein war vor mir sicher. Immer auf der Suche nach Neuem oder – je nach Sichtweise – Stein- und Uraltem. Dem Leben und der Schöpfung wollte man auf die Spur kommen. Man fand die Spur und verstand sie doch oft nicht. Und dabei ging es ja bei diesen Suchen weiss Gott nicht alleine um die Wunder der äusseren Natur, sondern letztlich um das unbegreifliche Werden und Sein des Menschen, des eigenen Ichs und Selbst. Anthropologie (Anm.: Wissenschaft vom Menschen) nannte man das. Als könnte man den Menschen an seinem Sichtbaren zur Gänze erkunden, erkennen und verstehen.

Ist der Mensch Natur?

War man mit der Anthropologie dem Menschen wahrhaftig näher gekommen? Ich schon, hatte ich doch zumindest zeitweise ein Medizinstudium besucht. Ausserdem findet sich noch heute im Bestand des Museums ein Schädel, den ich eigenhändig beschriftet habe.



Phrenologischer Schädel,
beschriftet von Amanz Gressly.

Natürlich kannst du fragen, was es genützt hat, diese Beschäftigung mit dem Menschen. Wie und wofür der Mensch geschaffen wurde, was sein Sinn oder Nichtsinn ist, mag die eine Generation halbwegs erkunden. Die nächste vergisst es dann wieder.

Dabei böte die Anthropologie ein reiches Lernfeld zur Frage, was den Menschen denn ausmacht. Die unterschiedliche Wertigkeit der Menschen jedenfalls ist es nicht. Und sie lässt sich vor allem nicht an Rassen, Hautfarben, Schädelformen oder dergleichen erkennen.

Aber was macht den Menschen dann aus? Das war gestern die Frage und ist es heute noch. Sie beantwortete sich in schöner Re-

gelmässigkeit immer wieder auf das Schlimmste, beispielsweise während des Zweiten Weltkrieges. Da musste der Betrieb des Naturmuseums immer wieder unterbrochen und die Ausstellung geschlossen werden. Die Arbeit der Konservatoren und der Freiwilligen wurde noch mehr erschwert. Im Winter war's wegen des Kohlenmangels, der Kälte, aber auch weil Museumsräume wegen des Krieges anderweitig genutzt wurden. Ein grosses Erschrecken kam über die Bürger, als am 1. April 1944 Schaffhausen bombardiert wurde. 40 Menschen verloren ihr Leben und die Schaffhauser ihr Naturmuseum auf dem Herrenacker. Es brannte völlig nieder. Ein grosser Schatz fiel den Flammen zum Opfer. Und dieser Verlust ist bis heute sichtbar. Denn Pfadfinder hatten beim Retten der Objekte selbstlos geholfen. Im Sturm des Brandes und in der Not gingen aber die Etiketten vergessen. Vielleicht wurden sie auch zerstört. Bis zum heutigen Tag jedenfalls sind einige Objekte in Schaffhausen ohne eine Angabe.

Eingedenk dieses Schadens war man in Solothurn gewarnt. Auch hier gab es immer wieder Fliegeralarm. Ein Bombardement wie in Schaffhausen war jederzeit möglich. Also musste der arme Hauswart auf Geheiss der Museumsleitung immer wieder die wertvollsten Ausstellungsstücke in Sicherheit bringen oder evakuieren. Er tat es mit grossem Fleiss. Später,

nach dem Kriege, stand Solothurn Schaffhausen beim Wiederaufbau und der Wiederbestückung des neuen Museums Allerheiligen kräftig zur Seite. Bald einmal feierte man die gute Zusammenarbeit nicht nur zwischen diesen beiden Museen mit einem gemeinsamen Auftritt an der Landesausstellung 1964.

**« Ein grosses Erschrecken kam über
die Bürger, als am 1. April 1944 Schaffhausen
bombardiert wurde. 40 Menschen verloren
ihr Leben und die Schaffhauser
ihr Naturmuseum. »**

1978 dann erhielt das Naturmuseum Solothurn ein eigenes Haus. Denn auch das Kunstmuseum war gewachsen und wollte die bisherigen Räumlichkeiten des Naturmuseums für sich haben.

Denk ich zurück an all die Jahrzehnte der Sammlung und der naturwissenschaftlichen Ausstellung, und sehe ich, was sich seit meiner Zeit, in den Jahrzehnten danach und bis heute alles getan hat, so erfüllt mich Dankbarkeit. Wir wissen heute – auch dank der Naturmuseen – woher der Mensch kam, von wem er abstammt, wir wissen viel über die Entstehung der Natur und ihrer Gefüge. Noch immer aber gibt es viele Fragen. Und von manchen Fragen wissen wir noch nicht einmal, dass es sie gibt.

Und so ist ein Naturmuseum viel mehr als ein blosser Ausstellungsraum, in dem man Tiere, Pflanzen, Fossilien, Mineralien und dergleichen bewundern kann. Ein Naturmuseum ist ein Konzentrat. Ein Konzentrat, das auf kleinstem Raum zeigt, wie die Welt entstand, beschaffen ist und sich laufend verändert. Dies veränderte und verändert auch heute noch nicht nur das Weltbild der Menschen, sondern auch deren Selbstbild – immer wieder aufs Neue.

HISTORISCHER STEINWURF #06



Lebende Tiere im Museum – Das Aquarium

Stellen Sie sich vor: Sie besuchen mit einer Horde Kinder das Naturmuseum. Plötzlich finden die ausgestellten Tiere ins Leben zurück: Der Hirsch streckt und reckt sich, will bald einmal am Aquarium seinen Durst stillen. Urs, der Bär, eilt zu den Bienenwaben. Die Mäuse flitzen umher, stets auf der Hut vor den sprungbereiten Füchsen und Raubkatzen.

Ein Naturmuseum mit lebendigen Tieren? Lieber nicht. Denn dann wär's ein Zoo und würde reichlich kompliziert werden.

Einzig mit stillen, an einen Ort gebundenen Tieren ginge das. Mit Fischen beispielsweise. Die gibt's seit der Neueröffnung 1981 im Museum. Zunächst schwammen sie unter anderem in einem Forellenbach-Aquarium, seit 2003 mit weiteren Fischen in einem Teichbecken, das bis heute im Foyer des Museums zu sehen ist. Neben heimischen Fischen haben dort auch Kröten, Frösche, Moose und Farne ein Zuhause gefunden. Eine Besonderheit jedoch ist die aus Tuffstein bestehende Aquarium-Rückwand. Museumsleiter Dr. Thomas Briner erläuterte im Jahresbericht 2015/2016: «Über eine Tropfrinne wird die Rückwand des Terrariums stetig mit kalkhaltigem Jurawasser beträufelt. An manchen Stellen hat sich so in den letzten zehn Jahren eine teilweise mehr als zehn Zentimeter dicke Tuffschicht gebildet.» Und diese wächst nicht nur weiter, sondern versteinert im Aquarium lebende Moose und Farne. Es findet somit statt, was sich schon vor Jahrtausenden in den Karst-Systemen des Juragebirges zugetragen hat. Naturgeschichte kann sich also wiederholen, wenn man sie lässt.

Lebende Tiere im Museum sind gleichermassen attraktiv wie herausfordernd: Einerseits sollen die Tiere nicht die anderen Exponate konkurrieren. Andererseits muss die tiergerechte Pflege und Versorgung der Tiere mit einem vertretbaren Aufwand garantiert sein. Beim Teichbecken-Aquarium des Naturmuseums Solothurn ist diese Gradwanderung gelungen. Gleichzeitig vermittelt die wachsende Tuffwand auch eine inhaltliche Botschaft. Thomas Briner: «Wir zeigen keine farbigen, exotischen Meerwasserfische und Korallen, sondern die Natur, wie sie in unseren Gewässern zu sehen ist und beweisen damit: Auch einheimische, <unspektakuläre> Tiere können spannend sein.»

HISTORISCHER STEINWURF #07



«Leitmuseum der 1980er Jahre»

Das Naturmuseum Solothurn erhielt bereits mehrere Preise: beispielsweise 1981 (unmittelbar nach der Neueröffnung) einen Spezialpreis beim European Museum of the Year Award und 1988 die Europa-Nostra-Medaille. Wer dazu in den jeweiligen Jahresberichten nachblättert, dem bleibt die Skepsis der Preisempfänger nicht verborgen. So schrieb etwa Konservator Walter Künzler 1982: «Obwohl gegenüber diesem Wettbewerb einige Vorbehalte gemacht werden müssen, freut uns der Preis natürlich. Überschätzen werden wir ihn nicht.»

Als klare Auszeichnung wertet es Konservator Thomas Briner hingegen, «wenn andere Museumsverantwortliche uns besuchen und uns aufgrund der hier gewonnenen Eindrücke um Rat fragen und unsere Arbeit anerkennen». Dies war nicht eben selten der Fall: Nach der Neueröffnung pilgerten zahlreiche Museumsexperten aus der Schweiz und aus Deutschland nach Solothurn. Darunter waren der Stadtrat von Bielefeld und das Museumsteam aus Erfurt. In einer zeitgenössischen Museumspublikation wurde das Solothurner Naturmuseum gar als «Leitmuseum der 1980er Jahre» bezeichnet.

Weiter erinnert sich Thomas Briner: «1996 schrieb Walter Künzler ein Konzept für die Erneuerung des Bodensee Naturmuseums in Konstanz. Ich wiederum wurde 2021 vom Osnabrücker Museum am Schölerberg zur Konzipierung einer neuen Naturkunde-Dauerausstellung in ein Beraterteam berufen. Beides haben wir als Auszeichnung für unsere geleistete Arbeit empfunden.»

Ein weiterer Gradmesser für den Erfolg des Naturmuseums ist – natürlich – die Anzahl der Besucherinnen und Besucher: Im ersten Jahr nach der Eröffnung 1981 zählte man 61 583 Besucherinnen und Besucher. Danach pendelten sich die Besucherzahlen zwischen 30 000 und 40 000 pro Jahr ein. Seit dem Abschluss der Erneuerung der Dauerausstellung im Jahr 2018 ist wiederum ein stetiger Anstieg auf bis zu 55 082 Besucher und Besucherinnen (2024) zu verzeichnen. Thomas Briner: «Das freut uns natürlich ebenso wie die vielen positiven Einträge in unserem Gästebuch.»

EIN MUSEUM IM WANDEL

Von 1980 bis heute



« Ein Museum aufzubauen und einzurichten, ist ein komplexer und emotionaler Entwicklungsprozess »

Ein Gespräch mit Walter Künzler,
Leiter des Naturmuseums Solothurn von 1978–2011

Nach den vergleichsweise ruhigen Jahrzehnten vor 1978 kam es schliesslich in der Geschichte des Naturmuseums zu einer Zäsur. Was hatte dazu geführt?

Die Zäsur betraf nicht nur das Naturmuseum, sondern alle Beteiligten. Es war ein Neuanfang, eine einmalige Möglichkeit und zugleich eine Herausforderung, unter nicht ganz optimalen Umständen.

Konkret?

Die naturwissenschaftlichen Sammlungen im alten Museum waren an ihr Ende gekommen. Es wurde zwar noch gesammelt und bearbeitet, aber die dritte Kernaufgabe eines Museums, nämlich die Funde auszustellen und dem Publikum zu vermitteln, die konnte nicht mehr erfüllt werden. Es fehlte dafür vor allem an Platz, aber auch an Geld, Zeit und Können. Verkürzt und zugespitzt könnte man sagen, dass Solothurn eigentlich noch gar kein Naturmuseum hatte, sondern Sammlungen mit naturwissenschaftlichen Objekten und vielen

Trophäen. Heute würde man es als Schaudapot bezeichnen.



Aus Platzgründen wurden Objekte auch auf den Vitrinen platziert.

Dazu kam noch die Konkurrenzsituation zwischen der Kunst und Wissenschaft.

Diese muss man aus der Zeit heraus betrachten, um sie verstehen zu können. Das 1902 eröffnete «Museum der Stadt»

war ein für die Jahrhundertwende typisches Mehrsparten-Museum. Kunst und Wissenschaft standen zuerst gleichwertig nebeneinander, waren aber in anderen Zeiten unterwegs. Während die natur- und völkerkundlichen Abteilungen noch ganz in der Zeit der kolonialen Schatzkammer-Museen des 19. Jahrhunderts standen, war die Kunstabteilung bereits auf dem Weg zu einem modernen Kunstmuseum des 20. Jahrhunderts. Von Konkurrenz kann man darum eigentlich nicht sprechen, man hat sich auch gut vertragen, eher von Entfremdung, weil es in den natur- und völkerkundlichen Abteilungen keine Entwicklung mehr gab.



Das heutige Kunstmuseum Solothurn war ursprünglich ein «der Kunst und Wissenschaft» gewidmetes Mehrspartenmuseum.



Die Kunstabteilung konnte auf den Wandel der Zeit reagieren und entwickelte sich zu einem modernen Museum in alten Räumen.

Das heisst: Die Naturabteilung verlor gegenüber der Kunstabteilung auch an Bedeutung, weil sie nicht mehr zeitgemäss war?

Ja, sie war schlicht aus der Zeit gefallen. In der Kunstsparte schaffte man Raum, indem man Sammlung und Ausstellung zu trennen begann, die Bilder und Objekte attraktiv präsentierte und wechselnde Ausstellungen organisierte. In der zoologischen Abteilung war man schon wenige Jahre nach der Eröffnung völlig blockiert, die an sich grossräumigen Ausstellungssäle waren bald hoffnungslos überfüllt und es gab keinen Spielraum mehr.

Als man beispielsweise 1916, noch vor Bern, Basel und Zürich, dank der guten Beziehungen zum deutschen Königshaus ein perfekt präpariertes Okapi erhielt, hätte das eigentlich zu einer Attraktion werden können und auch müssen. Nur

konnte man es nicht «inszenieren», wie man das heute nennt, weil der Platz dazu fehlte und man auch nicht wusste, wie man es macht.

**Das Okapi taucht in der Museumsge-
schichte immer wieder auf. Wie ein
bunter Hund. Was hat es damit auf sich?**

Das 1902 im Kongo entdeckte Okapi war die legendäre «Waldgiraffe». Nach der heftig diskutierten Evolutionslehre von Darwin wurde es als die «Giraffe mit dem halblangen Hals» gesehen, als das berühmte «Missing Link», und galt als «Beweis» für die Evolutionslehre. Das Museum wäre das prädestinierte Medium gewesen, um die Bedeutung der sensationellen Entdeckung dem Publikum aufzuzeigen – es gab noch kein lebendes Okapi im Zoo zu bewundern.

**« Die gewöhnlichen
heimischen Tiere spielten
im alten Museum noch keine
grosse Rolle. Es gab sie auch
nur als meist unansehnliche
Präparate. »**

Was machte man denn mit dem Okapi?

Man stellte es in eine bereits gut gefüllte Vitrine und informierte die Presse, die sogar mit einem ausführlichen Bericht darauf reagierte und für einen Run sorgte.



Das Museum konnte 1916 eines der ersten Okapis zeigen, die legendäre Waldgiraffe mit dem halblangen Hals – eine echte Sensation.

Nach dem Verklingen des Zeitungsechos verschwand es dann bildlich gesprochen wieder im Dschungel, nur diesmal in dem der überfüllten Ausstellungssäle.

**Warum machte man damals noch keine
Trennung zwischen Sammlung und
Ausstellung?**

Kunstmuseen haben weniger Objekte und Bilder. Diese beanspruchen im Normalfall auch weniger Raum in der Sammlung, lassen sich einfacher austauschen und immer wieder in anderem Zusammenhang zeigen. Mit Eisbären, Elefanten, Giraffen oder ganzen Löwengruppen ist das viel schwieriger. Und grundsätzlich ist es eben verständlicherweise schon so, dass die Donatoren ihre mühsam gesammelten oder auch teuer eingekauften Bilder, Schätze und Trophäen mit ihrem Namen angeschrieben ausgestellt sehen wollten.



Mit Grossobjekten wie Giraffen lassen sich die Ausstellungen nicht so einfach immer wieder neu inszenieren.

Sie sprechen jetzt von den exotischen Tieren. Wie stand es um die heimische Tierwelt?

Die gewöhnlichen heimischen Tiere spielten im alten Museum noch keine grosse Rolle. Es gab sie auch nur als meist unansehnliche Präparate, weil sie als zu wenig attraktiv erschienen, um aufwändig präpariert zu werden, bezeichnenderweise sprach man ja auch von «ausgestopften» Tieren. Ausnahmen gab es, aber vor allem wenn es sich um schauerliche Missgeburten, seltene Farbvarianten, gefährliche Raubtiere oder giftige Schlangen handelte. Und das führte dann zusammen mit dem Staub der Zeit und dem schleichenden Zerfall dazu, dass sich die zoologische Abteilung mehr und mehr zu einem wahren Panoptikum mit eher morbidelem Charme entwickelte.

Sonnenplatz

Auch wenn die Stadt ein neues Naturmuseum baute, gab es für die Pflege der Sammlungen vorerst kein Geld. Von den drei Museumsaufgaben, dem Sammeln, Erforschen und Ausstellen, wird von der Öffentlichkeit häufig nur das Ausstellen wahrgenommen.

Es ging also auch darum, mit attraktiven Ausstellungen die Gunst der Leute neu zu gewinnen, um einen «Sonnenplatz im Bewusstsein der Öffentlichkeit» zu erobern, wie wir es nannten. Das gelang uns bei den Behörden der Stadt recht schnell, weil das neue Naturmuseum «einschlug» und bald weit herum bekannt wurde. Dies schaffte aber auch ein neues Problem, weil das Einzugsgebiet nun weit über die Stadt Solothurn hinaus ging und sich die Frage nach der Trägerschaft stellte. Für konkrete Projekte schafften wir es immer wieder, auch Geld von umliegenden Gemeinden, Stiftungen oder dem Lotteriefonds zu bekommen, schwieriger ist es aber für die personalintensive Betreuung der Sammlungen. Es bleibt darum eine Daueraufgabe, mit aktuellen Ausstellungen und Angeboten das Interesse und die Gunst für alle drei Museumsbereiche zu erhalten.



Gefährliche Raubtiere und Schlangen verstärkten den Eindruck einer schauerlichen Wunderkammer.

Aber es gab ja auch noch andere Abteilungen.

Ja, aber leider fanden die gepflegten und durchaus aktuellen, geologischen Ausstellungen, erdrückt von den grossen und exotischen Trophäen, nur noch wenig Beachtung. So leider auch die faszinierenden Jura-Fossilien mit der



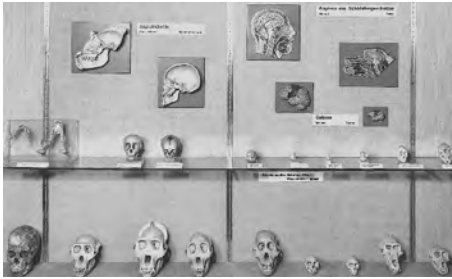
Zeitlos bedeutend, beachtet, gepflegt und bearbeitet wurden die Jura-Versteinerungen, die am Anfang des Naturmuseums standen.

weltgrössten und wissenschaftlich bedeutenden Sammlung versteinertes Schildkrötenpanzer aus den Steinbrüchen der Stadt. Diese hatten ja bereits 1825 zur Gründung des ersten Museums in Solothurn geführt und lassen uns jetzt das 200-Jahr-Jubiläum feiern.

Und die Menschenkunde?

Ja, die hat tatsächlich in den letzten Jahren des alten Museums noch eine besondere Rolle gespielt, allerdings eine zweischneidige. Nachdem die Menschenkunde durch die nationalsozialistische Rassenlehre in Verruf geraten war, fand sie nach dem Zweiten Weltkrieg durch die neuen Schädel- und Skelettfunde aus Afrika und Vorderasien neue Beachtung. Der Homo erectus und der Neandertaler bewegten die Gemüter und führten zu lebhaften Diskussionen über die Herkunft des Menschen. Dank dieser Aktualität und des grossen gesellschaftlichen Interesses wurde 1973, also fünf Jahre vor der Schliessung des alten Museums, im Untergeschoss des Museums ein neuer Raum für die Entstehungsgeschichte des Menschen eingerichtet.

Aus heutiger Sicht problematisch war dann allerdings die 1976 noch ganz gross in den Sälen der Kunst gezeigte «Buschmännerschau» des Südafrikanischen Museums, ausgerechnet im Jahr des Soweto-Aufstands, der das Ende der Apartheid einleitete, was aber offenbar in Solothurn damals niemanden störte.



Der Entstehungsgeschichte des Menschen wurde ein eigener Raum im Museum gewidmet.



Die 1976 gezeigte «Buschmänner»-Show mit Abgüssen lebender Menschen hatte zwar viel Erfolg, wirkt heute aber verstörend.

Es kommt mir so vor, als wäre die Entwicklung des Museums selbst ein evolutionärer Prozess gewesen, der während vieler Jahre von erst später erkannten fremden Einflüssen geprägt wurde.

Ja, so kann man es sehen. Die von Hugi aufgebauten und durchaus wissenschaft-

lich ausgerichteten Sammlungen waren fast 150 Jahre lang den unterschiedlichsten, und tatsächlich nicht immer sach- und wissenschaftsbezogenen Kräften und Interessen ausgesetzt. Das öffentliche Museum wurde von reichen und einflussreichen Leuten mit «grosszügigen» Schenkungen auch als Schau- fenster zur Selbstdarstellung benutzt. Das änderte sich erst in den 1970er Jahren, als unterschiedliche Interessengruppen auf den Plan traten und konkrete und sachbezogene Forderungen an das Museum stellten.

Nämlich?

Der Naturschutz und die Umweltproblematik gewannen an gesellschaftlicher und politischer Bedeutung. Engagierte Lehrer und Lehrerinnen am damaligen Lehrerseminar und an den Kantons- und Bezirksschulen forderten ein völlig anderes und neues Naturkundemuseum. Zur gleichen Zeit forderte auch die Kunstabteilung, die immer mehr unter der morbiden Stimmung im Haus gelitten hatte, für zwei bedeutende Schenkungen mehr Raum und damit eigentlich das ganze Haus. Und weil die Stadt gleichzeitig für das nicht mehr für die Schule benötigte, historisch bedeutsame Kornhaus am Klosterplatz eine neue und bedeutungsgerechte Verwendung finden musste, liess sich beides unter einen Hut bringen.

Also Ende gut, alles gut?

Noch nicht ganz! Nur für die Unterbringung der im Kunstmuseum nicht mehr erwünschten Tiere wollte niemand Millionen ausgeben, weil noch niemand ahnte, wie attraktiv und erfolgreich das Naturmuseum einmal werden würde. Die Solothurner Zeitung schrieb zum Beispiel noch 1978 empört von «Vier Millionen für ausgestopfte Vögel!», und der Gemeinderat überlegte sich, ob man das ungeliebte Naturmuseumskind nicht billiger loswerden könnte. Ob man zum Beispiel nicht die grossen Tiere, die Giraffe, das Okapi und die Löwen den grossen Museen in Bern, Basel und Zürich übergeben und die kleineren Tiere für eine eventuelle, spätere Verwendung in Kisten einlagern könnte. Dagegen stieg dann aber die Fachwelt auf die Barrikaden. Namhafte Professoren wiesen in Gutachten darauf hin, dass die Sammlungen von wissenschaftlich internationaler Bedeutung seien – der Stadt drohte ein Skandal. Und auch viele kulturell interessierte Persönlichkeiten engagierten sich für das Naturmuseum am Klosterplatz, angetrieben vom wachsenden gesellschafts- und umweltpolitischen Bewusstsein.

Gab es denn keine konkreten Vorstellungen, wie das Naturmuseum zukunftsgerecht zu gestalten wäre?

Jein. Die naturwissenschaftlichen Museen befanden sich nicht nur in

der Schweiz in einem tiefgreifenden Umbruch. Nur attraktive, exotische Objekte hinzustellen, das genügte nicht mehr. Die grossen Museen in New York, Paris, London oder Frankfurt hatten schon darauf reagiert und hatten mit modernen

« Die naturwissenschaftlichen Museen befanden sich in einem tiefgreifenden Umbruch. Nur attraktive, exotische Objekte hinzustellen, das genügte nicht mehr. »

und technisch aufwendigen Ausstellungen über die Genetik und Ökologie grossen Erfolg. Die kleinen Museen suchten aber noch nach einem Weg, wie sie mit ihren beschränkten Mitteln Erfolg haben könnten. Es gab auch schon gute Ansätze, wie zum Beispiel in Frauenfeld.

Aber in Solothurn fehlte noch ein überzeugendes Gesamtkonzept?

Ja. Und es fehlte auch an Ressourcen, um ein solches zu entwickeln. Es gab nur ein kleines Team. Es bestand zuerst nur aus den nebenamtlichen Konservatoren und einem «Museumsassistenten», der ihnen unterstellt war. Begleitet und beaufsichtigt wurden sie von den ehren-

amtlichen Museums- und Fachkommissionen. Wie man sich vorstellen kann, brachten diese zwar viele Ideen ins Gespräch, aber es gab keine Fachinstanz, von der ein klares Konzept erwartet werden konnte.



Das ausgehöhlte Haus am Klosterplatz 1977. Ursprünglich ein Kornhaus, später ein Schulhaus, jetzt ein Naturmuseum.

Wurde nicht auch noch ein Abriss des Hauses vorgeschlagen?

Ja, den erwog man auch noch, wobei das eigentlich nichts mehr mit dem bereits gefällten Entscheid für das neue Naturmuseum zu tun hatte. Vom historischen Kornhaus waren nur noch die

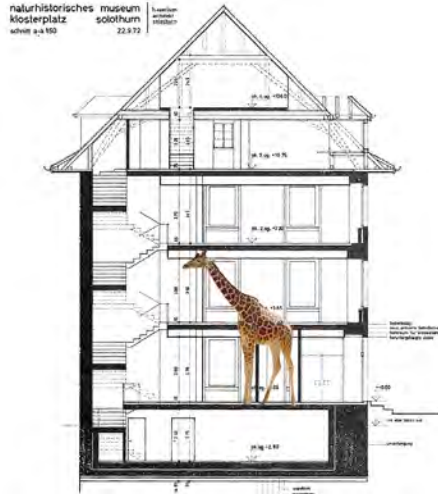
Freier Eintritt

Museen haben einen Bildungsauftrag und Bildung sollte, vor allem für Kinder, gratis sein. Die allermeisten Museen werden über Steuergelder finanziert – nicht über die Eintritte. Die so gerne mit den Eintritten angestellte «Milchbüchlein-Rechnung» müsste, wenn schon, vollständig durchgerechnet werden: Würden wir nämlich 10 Franken verlangen, kämen von den 40 000 Besuchern und Besucherinnen erfahrungsgemäss noch deren 20 000. Und von diesen hätte wiederum die Hälfte Gratis-Eintritt (Schülerinnen und Schüler, Karteninhabende, Gönnerinnen und Gönner, Rentnerinnen und Rentner). Blieben also von den erhofften 400 000 noch 100 000 Franken – abzüglich der Inkasso- und Verwaltungskosten, den 20 000 Franken Spenden an unseren fleissigen Bettelraben und den höheren Lizenzgebühren, weil wir den Status «nichtkommerziell» verlieren würden. Und was bliebe unter dem Strich? Vielleicht 30 000 Franken und dazu ein kräftiger und andauernder Kater, weil gerade der Gratis-Eintritt Solothurn weit über die Grenzen bekannt gemacht hat und eine kaum bezahlbare Werbung für die kleine Stadt mit ihrem herausragenden Kulturangebot ist.

Aussenmauern vorhanden, die Böden und Innenwände sind später eingezogen worden und das Eichenfundament war verfault. Ein Archäologe spottete, dass das Haus nur noch aus Gewohnheit und nicht mehr wegen der Physik stand. Darum berechnete man auch noch als kostengünstigere Variante den Abriss und Neubau, der dann aber von der Denkmalpflege abgelehnt wurde.

Man war also einerseits lange im Findungsprozess unterwegs und sollte andererseits vorwärtsmachen.

Den unmöglichsten Job hatte dabei der Architekt. Er hatte den Auftrag, hinter einer historischen Fassade einen universellen Museumsbau für ein noch nicht definiertes Museum zu realisieren, eine schwierige Aufgabe. Die einen träumten nach wie vor von einem Museum mit spektakulären, exotischen Tieren, weil sie sich einfach nicht vorstellen konnten, dass ein Museum mit Igel, Spatzen und Regenwürmern attraktiv sein könnte, andere träumten von einem internationalen, wissenschaftlichen Schildkrötenzentrum rund um die berühmten Solothurner Schildkröten und wiederum andere von einem modernen Science Center, wie sie es in London oder Paris gesehen hatten, einem pädagogischen Schulmuseum, einem Umweltzentrum für die Region oder sogar von einem Umwelt-Mahnmal mit überfahrenen Fröschen und Igel.



Die Pläne zeigten schon 1972, wie klein die Räume im neuen Museum werden würden. Trotzdem träumte man von Giraffen.

« Den unmöglichsten Job hatte dabei der Architekt. Er hatte den Auftrag, hinter einer historischen Fassade einen universellen Museumsbau zu realisieren. »

Das ist eine ziemlich grosse Spannweite zwischen den Vorstellungen.

Schon, aber dann kam ja die Ölkrise mit einem Baustopp, eigentlich zum Glück, weil man so Zeit gewann, bevor dann von 1975 bis 1978 der komplexe und anspruchsvolle Umbau unter der Leitung des Bauamtes folgte.



Die Ölkrise von 1973/74 führte nicht nur zu autofreien Sonntagen, sondern auch zu einem Baustopp.

Wusste man zu dieser Zeit, wo und wie es jetzt inhaltlich und konzeptuell lang gehen sollte?

Ja, ab 1976. Da hatte man endlich und verbindlich beschlossen, dass im neuen Museum nur einheimische Tiere und Objekte ausgestellt werden sollten. Und man hatte auch alle naturkundlichen Interessengruppen ins Boot geholt, wobei die gut gemeinte und breit angelegte Vernehmlassung dann ergab, dass die Ornithologen, Entomologen, Jäger, Fischer, Bienenzüchter, Naturschützer, Mineralienfreunde und auch die Schulen aller Stufen derart lange Wunsch- oder sogar Forderungslisten eingereicht hatten, dass das neue Haus dafür schon wieder viel zu klein war.

Gab's denn niemanden, der einmal «Stopp» sagte?

Eben nicht, und es ist ja auch keine besonders gute Strategie, zuerst Wünsche

zu erfragen und dann nein zu sagen, das gibt böses Blut. Und so musste halt der Architekt allen Wünschen nachkommen und, zumindest mal in den Plänen, die Vitrinen so wie früher mit mehrstöckigen Glastablarer ausrüsten, die hellen und offenen Fensternischen mit wandhohen Tafeln für all die geforderten Wissensinhalte zustellen und die von ihm vorgesehenen Arbeitsräume bis auf zwei repräsentative Büros für die beiden nebenamtlichen Konservatoren auch noch zu Ausstellungsräumen umfunktionieren.

«Dafür möchte ich ihm heute noch ein Kränzlein winden.»

Das klingt, als wäre man Gefahr gelaufen, die Fehler des alten Museums zu wiederholen.

Das wollte man natürlich nicht, aber eine attraktive Gestaltung und ein aktiver Museumsbetrieb gerieten in den Hintergrund, weil niemand das Fachwissen und vor allem auch nicht die Kompetenz hatte, Grenzen zu erkennen und zu setzen. Wie alleine gelassen sich der Architekt Hansjörg Sperisen gefühlt haben musste, zeigt sich darin, dass er im Baubudget von 4 Millionen Franken, in dem

jeder Backstein aufgelistet war, auf der letzten Seite noch eine verschämte Zeile mit «Rest für Grafik» angefügt hatte. Dafür möchte ich ihm heute noch ein Kränzlein winden.

Was hat er mit «Grafik» gemeint?

Im weitesten Sinn die Raum- und Ausstellungsgestaltung. Als Architekt hatte er die Gebäudehülle und die Räumlichkeiten geplant. «Grafiker» sollten dann in Zusammenarbeit mit den Konservatoren die Ausstellungen gestalten, aber diese Grafiker waren noch gar nicht «an Bord» und hatten auch kein Budget. Er wollte mit dieser Schlussbemerkung den Behörden klar machen, dass so kein modernes Museum entstehen könne und es eine Professionalisierung brauche, die Einrichtung zudem mehr Zeit und Geld kosten, und der Museumsbetrieb letztendlich auch mehr als nur Aufsichts- und Unterhaltspersonal brauchen würde.

Man beugte sich also den Realitäten.

Oder man erkannte sie, je länger und konkreter das Museum Form annahm. Es wurde jedenfalls ein Gestaltungswettbewerb unter den ortsansässigen Grafikern ausgeschrieben, und man reagierte auf die im gesamten Museumsbereich fehlenden Entscheidungsbe-fugnisse, indem man den «Museums-assistenten» zum verantwortlichen Konservator des Kunstmuseums und Gesamtleiter aller drei Museen beför-

derte und für das neue Naturmuseum eine hauptamtliche Konservatorenstelle schaffte, die dann zwar aus Spargrün-den noch auf 50 % reduziert wurde, aber immerhin. Und so wurde ich im Herbst 1977 vom Gemeinderat als Kon-servator gewählt. Man sorgte sich, was ich nach der Eröffnung noch zu tun hät-te, und fragte mich, ob ich gegebenen-falls auch bereit wäre, Schule zu geben.

Und warum hat man Sie gewählt?

Tja, das müsste man den Gemeinderat fragen. Man sagte zwar in den Kollegen-kreisen, dass in Solothurn nur Solothur-ner gewählt würden, weil es nach dem Solothurner Lied immer so gewesen sei. Aber man brauchte jetzt dringend jemanden, der keine Anlaufzeit brauchte und subito handeln konnte. Mit meinen Erfahrungen aus dem Museum, der Schulerfahrung auf verschiedenen Stufen und meinen Ideen und Denkansätzen für die Ausstellungsgestaltung konnte ich sie offenbar überzeugen.

Genauer. Was waren das für Ideen?

Ich wollte ein Museum für Kinder und Familien machen, und es darum auch nicht abdunkeln, wie es viele Konser-vatoren zum Schutz der Präparate for-derten und wie es nach dem Vorbild von Genf auch in anderen Museen umge-setzt wurde, so z. B. auch in Olten. Wie der Architekt, mit dem ich mich auch sonst gut verstand, wollte ich im Gegen-



Das Muséum d'histoire naturelle in Genf wurde 1964 eröffnet und bezeichnet sich als «Leitmuseum für die Museumsgestaltung».

« Ich wollte ein Museum für Kinder und Familien machen. »

teil lichtdurchflutete und wohnliche Ausstellungsräume. In diesen sollten sich Familien längere Zeit aufhalten und auch leben und atmen können, ohne die elenden Stellwände vor den Fenstern und ohne die unsäglichen Glastablare, die Vitrinen zu Regalen und Ausstellungen zu Schaudepots machten. Das überladene Ausstellungsprogramm wollte ich kompromisslos dem vorhandenen Raum anpassen und das Schwergewicht der Ausstellungen auf die ganz gewöhnliche Natur der Region und auf den Jura mit seinen Versteinerungen legen.

Rollschuh-Museum

Museen und Verbotsschilder sind der älteren Generation noch eine vertraute Verbindung. Rauchen, Spucken, Fotografieren, Berühren, Lachen, Stehlen, hohe Absätze, Kinderwagen, Hunde – alles explizit verboten, die üblen Erfahrungen aus hundert Jahren Aufsichtsdienst.

Da beschlossen wir, vorerst auf alle Verbote zu verzichten und zu schauen, was passiert. Und siehe da – da rollten doch plötzlich Kinder auf ihren Rollschuhen ins Museum und lösten bei der Aufsicht blankes Entsetzen aus. Nach Rücksprache mit der Museumsleitung liess man sie gewähren, weil sie auf dem Kokosboden nicht gefährlich herumrasen konnten. Weil sie aber auf den Rollschuhen ein gutes Stück grösser waren, konnten sie besser in die Vitrinen hineinsehen und mussten nicht mehr die für die Kinder bereitgestellten Tritte benutzen. Das hat ihnen so gut gefallen, dass sie den ganzen Nachmittag geblieben sind.

Diese Geschichte erzählte ich an einem Sonntagmorgen in der Radiosendung «Persönlich». Am Nachmittag fluteten dann 1 500 Leute das Museum, die das Rollschuh-Museum sehen wollten.

Das muss ein Sprung ins kalte Wasser gewesen sein.

Ja, aber einer mit Begeisterung und Anlauf. Es war ja mein Traum, und ich wusste auch, worum es ging, weil ich im Naturhistorischen Museum Bern in der Ausstellungsplanung gearbeitet hatte, die grossen Möglichkeiten eines kleinen Museums erkannt und auch mitbekommen hatte, wie es in Solothurn lief. Und weil auch in Solothurn allen klar geworden war, dass man keine Zeit mehr zu verlieren hatte, wurde ich von Anfang an vorbehaltlos unterstützt. Noch vor dem Stellenantritt im April 1978 konnten wir die vielen, vom vorausschauenden Architekten bis zum letztmöglichen Moment aufgeschobenen Baufragen entscheiden und dabei auch die Glas- tablare und Stellwände abbestellen.



1978, ein leeres Museum und ein Anfang mit Pfeife: der Konservator und die Grafiker.

Und gemeinsam mit Rolf Walker und Theo Fluri vom Grafikerteam «Haus35» konnten wir uns ohne lange Planungsphase an die Arbeit machen, wobei es sich dann bald einmal zeigte, dass es noch einen personellen Generationswechsel brauchte. Die bisherigen und nebenamtlichen Konservatoren Dr. Hugo Ledermann und Dr. Walter Moser wollten eigentlich bis zur Eröffnung des Museums im Amt bleiben, hatten aber gegenüber unseren sehr unterschiedliche Vorstellungen. Es ist ihnen hoch anzurechnen, dass sie sich zurückzogen, uns Jungen grosszügig das Feld überliessen und damit auch auf die Lorbeeren ihres langjährigen Engagements für das neue Museum verzichteten.

Nochmals zurück zum Ausstellungskonzept.

Weil niemand im Voraus gewusst hatte, wie das neue Museum aussehen sollte, wurde die Gestaltung zu einem gemeinsamen Herantasten und laufenden Lernen – mit dem riesigen Vorteil, dass wir nicht auf dem Papier planen mussten, sondern in den bereits bestehenden Räumen konkret mit den Objekten arbeiten konnten. Wir konnten zum Beispiel auch die Museumstüren offen lassen und beobachten wie die hereinspazierenden Leute auf unsere neuen Ausstellungen reagierten. Die fehlende Museumsplanung wurde also zum Vorteil – Planung und Organisation sind nicht

« Die meisten
Leute hatten sich die
Einrichtung des neuen
Museums als etwas
grösseren Umzug
vorgestellt. »

alles. Ein seriöses Budget zu erstellen, war allerdings nicht mehr möglich. So wurde das Ganze zu einer Flucht nach vorne, bei der wir mit den realisierten Ausstellungsteilen überzeugen mussten, um weiterfahren zu dürfen. Der von den Grafikern an der Mustervitrine errechnete Rückwand-Quadratmeterpreis lieferte zwar erstaunlich realistische Zahlen, nur lagen diese natürlich weit über den Vorstellungen, und gleiches galt auch für den Zeitplan. Die meisten Leute hatten sich die Einrichtung des neuen Museums als etwas grösseren Umzug vorgestellt, bei dem man die Objekte vom alten Museum ins neue Museum zügeln und in die neuen Vitrinen stellen müsse, nur hätte das kein neues Museum ergeben. Den Zeitplan konnte man anpassen und die Eröffnung verschieben, aber woher das nötige Geld nehmen? Der «rettende Engel» war wiederum der Architekt. Das Unheil ahnend, hatte er grosszügig gerechnet und bei der Ausführung so gut gearbeitet, dass der «Rest für Grafik» am Schluss so gross war, dass er letztendlich zusammen mit den Fonds, die von

der Stadt für das Museum freigegeben wurden, und mit den erhöhten Betriebskrediten während der verlängerten Einrichtungszeit, für die Neugestaltung des Museums reichte.

Mir kommt es so vor, als wäre diese Museumsneuentwicklung ein sich selbst steuernder und nicht organisierbarer Prozess gewesen.

Niemand erdenkt, erfindet und plant Neues im luftleeren Raum. Die meisten Ideen, Gedanken und Impulse liegen irgendwie in der Luft und folgen einem gewissen Zeitgeist. Neue Ideen zu haben, heisst immer auch abschauen, weiterdenken und weiterentwickeln, oder häufig auch nur erkennen, auf den Punkt bringen und wirkungsvoll einsetzen. Ein Museum aufzubauen und einzurichten, ist ein komplexer und emotionaler Entwicklungsprozess, der tatsächlich schlecht im Voraus und schon gar nicht von oben herab zu planen und zu organisieren ist. Heute reden alle und überall von Konzepten, man sollte aber wissen, was man darunter versteht, und was sie bewirken.

Vielleicht passt es besser zu einem Naturmuseum, wenn es – so wie die Natur – gar nicht «erplant» wird, sondern aus sich wachsen kann. Es war jedenfalls für uns alle ein einmaliges Erlebnis, das uns in der Arbeit auch verändert und geprägt hat. Und darum habe ich es auch nicht gerne, wenn man mich als Gründer oder



Begegnung auf Augenhöhe und ohne Grenzen.

noch schlimmer als Erfinder des Naturmuseums bezeichnet. Ich spreche bewusst immer von «wir» und meine damit alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Museum und in all den vielen beteiligten Ateliers und Firmen und auch die Kollegen und Kolleginnen in den anderen Museen. Zeitgleich mit uns wurden nämlich auch in Luzern und Chur neue Naturmuseen eingerichtet, mit einem ähnlichen und eben doch ganz anderen Ansatz und Ergebnis, in einem regen und offenen Ideentausch, ohne den ge-

ringsten Konkurrenzgedanken. Es gibt auch keine Konkurrenz – Naturmuseen braucht es überall.

Wer waren denn damals die Schlüsselpersonen?

Das Kernteam bildeten mit mir als Museumsleiter und Biologen, der Geologe Dr. Hans-Ruedi Bläsi und die beiden Grafiker Rolf Walker und Theo Fluri. Wir arbeiteten als zwei fachlich-grafische Duos und begleiteten uns gegenseitig. Grundlegende Entscheide haben wir ge-

meinsam gefällt, wobei es dabei nicht immer friedlich zugging. Wenn wir uns stritten, zogen wir auch mal aussenstehende Passanten als Schiedsrichter bei. Wir versuchten, gegenseitig keine Deutungshoheiten zu beanspruchen und gingen optimistisch davon aus, dass wir uns als Fachleute gegenseitig überzeugen können und uns nicht durchsetzen müssen. Mitgewirkt haben aber, wie schon gesagt, noch viele andere Leute, die ich nicht alle aufzählen kann. Eine zentrale Rolle spielte auch die Fachkommission, die uns zumindest in ihrer Mehrheit immer konstruktiv begleitete.

Neu waren ja zum Beispiel auch die Streicheltiere.

Ja, wobei es diese auch schon in anderen Museen gab. Zweifellos haben aber unsere Streicheltiere weit über Solothurn hinaus für Furore gesorgt. Vielleicht auch, weil wir nicht alte Präparate verwendet haben, um die es nicht schade war. Im Gegenteil, wir wählten besonders schöne und zum Streicheln geeignete Tiere aus, die wir auch wieder beschaffen konnten. Diese haben wir speziell dafür und ohne Giftstoffe, wie das früher übliche Arsen, präparieren lassen. Wichtig war uns dabei, dass wir so die Kinder als unsere wichtigsten Gäste ins Zentrum des Museums setzen konnten. Wir wollten sie nicht mit den damals in Mode gekommenen Spiel- und Kuschelecken abspeisen, sondern ihnen

Museumsschwellen

Wer kennt nicht die langen und hohen Treppen vor den Kirchen und Museen, bei denen man sich endlich oben angelangt, ganz klein fühlt? Es ist Absicht und das Gegenteil von dem, was wir mit der offenen Türe, dem freien Eintritt, den wohnlichen Räumen, den Fenstern mit ihrem Tageslicht und den Bücherecken für die Familien unternommen haben, damit sie sich wohlfühlen.

Die Ausstellungen sollen für sie da sein, nicht umgekehrt. Die Besucherorientierung beginnt beim Empfang und zieht sich durch das ganze Haus. Aber was so einfach klingt, ist für die Museumsleute eine Gratwanderung. Alle wünschen sich offene Museen ohne Vitrinen. Wer aber empfindliche Objekte mit einem Schild «Berühren verboten» frei ausstellt, ist nicht ehrlich mit den Kindern, die es nicht verstehen, und nötigt die Eltern aufzupassen und sich zwischen das Museum und die Kinder zu stellen – eine verpasste Chance. Darum haben wir nur Tiere frei aufgestellt, die auch berührt werden dürfen.

einen direkten und emotionalen Zu- und Übergang von ihren geliebten Kuscheltieren zu den Tieren der Natur anbieten – Auge in Auge, Nase gegen Nase. Und wer gesehen hat, wie sorgsam Kinder mit Museumstieren umgehen, wird sich bewusst, dass es nicht um Effekthascherei geht. Die Kinder verstehen uns. Ihre Väter manchmal weniger, wenn sie ihre Kinder respektlos auf den Bären setzen, als ob sie im Europapark wären. In unserer hyperaktiven Zeit, in der sich dauernd alles verändert, brauchen Kinder diese Begegnung über die Jahre, weil sie die Tiere jedes Mal mit neuen Augen sehen und damit die eigene Entwicklung wahrnehmen. Darum wollen Kinder immer wieder ins Naturmuseum, und dieses müsste und sollte sich auch gar nicht dauernd ändern – es lebt nicht von immer neuen Attraktionen.

«Zweifellos haben unsere Streichtiere für Furore gesorgt.»

Gleichwohl ist Naturvermittlung im Museum breit gefächert.

Ja natürlich, es gibt neben diesem Vermitteln über das Sehen, Hören, Spüren und Berühren, also durch nichtverbale Sprache, auch die klassische, verbale Vermittlung über die Texte. Und hier

stellt sich dann die Frage: Wie muss ein Text geschrieben werden, damit er gelesen und verstanden wird? Diese Frage sorgt unter Museumsleuten immer wieder für Diskussionen. Inzwischen wohl eher berüchtigt ist der damals theoretisch postulierte «interessierte Zwölfjährige», für den man zu schreiben habe, also nicht für die Kinder und auch nicht für uninteressierte Menschen – also die perfekte Ausrede, um weiter «fachchinesisch» schreiben zu dürfen. Für mich ist es etwas vom Innovativsten an unserem Museum, wie wir besonders auch in den erdkundlichen Ausstellungen die Texte erarbeitet haben. Bei den Tieren lassen sich die unverständlichen und sperrigen Fachausdrücke noch ziemlich einfach vermeiden, weil es umgangssprachliche Alternativen gibt. Bei den Versteinerungen und Steinen sind die fachsprachlichen Barrieren viel schwieriger zu überwinden. Es hat uns und vor allem auch unseren Geologen hart gefordert. Dazu eine kleine Anekdote: Einmal gerieten wir in einen heftigen Streit, weil der Geologe den Begriff «Sediment» partout nicht durch «Ablagerung» ersetzen wollte, weil fachlich falsch, punkt. In der Not riefen wir den Hauswart zu Hilfe, der dann zu seiner Freude den Begriff «Sediment» tatsächlich kannte. Wie sich dann aber herausstellte, hatte er «Sediment» mit dem «Fundament» unter dem Haus verwechselt. Also ersetzte der Geologe freiwillig den Fachbegriff «Sediment»

« Bei den Tieren lassen sich die unverständlichen und sperrigen Fachausdrücke noch ziemlich einfach vermeiden, weil es umgangssprachliche Alternativen gibt. »

durch eine bildliche und verständliche Beschreibung. Eine grosse Hilfe war dabei auch, dass wir vor Ort in der Ausstellung mit den Texten arbeiten konnten, mit provisorischen Abzügen, die wir mit Klebestreifen neben den Objekten befestigten. So konnten wir die Zufallsbesucher beim Lesen beobachten und feststellen, worüber sie gestolpert sind, leider meistens über unsere eigenen Denkfehler und Gedankensprünge. Für die auf diese Weise erreichte Verständlichkeit der Texte bekamen wir auch nach dreissig Jahren noch Komplimente. So sagte zum Beispiel der Leiter der Museumspädagogik im Senckenberg Museum Frankfurt bei einem Besuch: «Jetzt diskutieren wir bei uns seit zehn Jahren über die Einführung der sogenannten «Einfachen Sprache» – und hier steht sie.»

Und wie haben Sie die Neueröffnung im Frühjahr 1981 in Erinnerung?

Wir standen zeitlich unter gewaltigem Druck, hatten nächtelang durchgearbeitet und waren hundemüde. Um es plastisch auszudrücken, baute ich in meine Eröffnungsrede einen kleinen Gag ein, indem

ich sie erkennbar improvisiert verlängerte und dabei nach hinten schaute, bis man mir endlich das Zeichen gab, dass jetzt die letzte Vitrinenscheibe eingesetzt war und ich mit dem Reden aufhören und grünes Licht für die Museumsbesichtigung geben konnte. Das Peinliche daran war nur, dass dann der Witz zur Wirklichkeit wurde. Und das Schöne war, dass es ein durch- und manchmal sogar erschlagender Erfolg wurde. Auch dank der Medienunterstützung wurde unser kleines Museum, das bis zu diesem Tag uns gehört hatte, geradezu überrannt – es folgten Sonntage mit über 1500 Besuchern und Besucherinnen und mit vielen glücklichen Kindern.

Und was hat Sie diese Erfahrung gelehrt?

Ein Naturmuseum neu einzurichten und zu gestalten, heisst, es für die nächste Generation in eine neue Zeit zu stellen. Die Menschen gehen nämlich in ihrem Leben, pointiert ausgedrückt, drei Mal ins Naturmuseum: Das erste Mal als Kind mit den Eltern oder mit den Grosseltern, das zweite Mal als Eltern mit den Kindern und das dritte Mal als Grosseltern mit den Enkeln. Sinnvollerweise



Die Eröffnung des Museums war ein voller Erfolg. Man verzeichnete Sonntage mit über 1500 Besuchern.

sollten darum die Museen von der jungen Elterngeneration für ihre Kinder eingerichtet werden, damit sie noch einigermaßen zeitgemäss sind, wenn sie Grosseltern geworden sind.

In Solothurn haben das die Behörden erkannt und damals mit uns Jungen für einen Generationswechsel vor der

Neueinrichtung gesorgt. Aus dieser Erfahrung heraus habe ich vor meiner Pensionierung dafür gesorgt, dass der nächste Generationswechsel rechtzeitig eingeleitet und vor der Gesamterneuerung durchgeführt wurde. Und weil sich bei anderen Museen gezeigt hatte, dass es den Nachfolgern nicht möglich



ist, gleich nach dem Stellenantritt eine Gesamterneuerung durchzuführen, habe ich den Gemeinderat überzeugen können, dass es sich lohnt, für eine einjährige «Überlappung» zu sorgen. So konnte Thomas Briner für die Planung freigestellt werden und gleichzeitig den Betrieb kennenlernen.

Zur Person



Walter Künzler leitete das Naturmuseum von 1978 bis 2011 und verantwortete den Aufbau des 1981 neu eröffneten Museums. Er studierte an der Universität Bern Biologie, arbeitete in einer interdisziplinären Forschungsgruppe mit der ETH und schloss 1976 mit einer Bionik-Arbeit über die Umsetzung von Fortbewegungsweisen der Tiere in die Technik ab, was sich dann in den vielen Bewegungsmodellen in der Ausstellung niederschlug. Parallel dazu arbeitete er am Naturhistorischen Museum Bern in der Ausstellungsplanung, absolvierte die Ausbildung zum Gymnasiallehrer und unterrichtete u. a. am Lehrerseminar Hofwil.

HISTORISCHER STEINWURF #08



Gesucht: Schweizer Nachwuchs

Das A und O eines jeden Museums sind die Objekte der eigenen Sammlung. Damit diese «gut aussehen», braucht es gute Präparatoren. Doch diese zu finden, ist fast so schwierig wie die Suche nach einem vollständig erhaltenen Mammutskelett. Das war schon vor hundert Jahren so: Vor den längst verstorbenen Präparatoren Max Diebold, Ernst Heinrich Zollikofer sowie Ferdinand und Max Irninger verneigen sich noch heute die Fachleute. Den vier, weit über die Schweiz hinaus bekannten Präparatoren gelang es immer wieder, erlegten oder gefundenen Tieren «neues Leben» einzuhauchen, so naturnah und lebendig wirkten ihre Präparate. Diebold, der in Aarau ansässig war, und die beiden Irninger-Brüder aus Zürich haben Nachfolger, die die Präparier-Kunst ebenso beherrschen. Das Naturmuseum Solothurn fördert und fordert seit jeher junge und begabte Präparatoren – und pflegt die Beziehung zu jenen, die seit vielen Jahren im Beruf sind: Beispielsweise zu Uwe Goepel, der die meisten Säugetiere für die neue Ausstellung präparierte. Oder auch zu Ruedi Eberling und Ueli Iff. Diese fertigten und bemalten Amphibienabgüsse in einer Qualität, die kaum von lebenden Objekten zu unterscheiden sind. Zu nennen sind aber auch: Matthias Fahrni und Rudy Auf der Maur. Beide sind anerkannte Experten für Fischpräparate. Fahrni wurde an internationalen Meisterschaften mehrmals mit Gold ausgezeichnet.

Die frühe Förderung der genannten Präparatoren zahlt sich für das Naturmuseum aus. Museumsleiter Thomas Briner: «Dank ihrer Mitarbeit gelangte das Naturmuseum Solothurn zu einer Sammlung, die wir uns heute wohl nicht so einfach leisten könnten.»

Präparator zu werden, ist übrigens nicht einfach, da es kein schweizerisch anerkannter Beruf ist. Das Erlernen dieses Berufes ist nur in einer Zweitausbildung und zurzeit auch nur mit Ausbildungsmodulen in Österreich möglich. So ist nachvollziehbar, dass der Schweizer Nachwuchs rar ist. Aus diesem Grund setzen sich der Verband der Schweizer Naturmuseen und die Präparatoren aktuell stark für eine behördliche Berufsanerkennung ein. Für die Arbeit und den Erfolg der Naturmuseen ist dies essenziell.

HISTORISCHER STEINWURF #09



Aus der Not eine Tugend machen

Ginge es nach den Leitungsverantwortlichen vieler Museen – also nicht nur jener der Naturmuseen –, dann würden sie Sonderausstellungen um Sonderausstellungen lancieren. Denn in ihren wachsenden Depots lagern jede Menge Schätze, die neues Publikum anlocken.

Seit der Neueröffnung des Naturmuseums am Klosterplatz 1981 gibt es regelmässig Sonderausstellungen. Ziel war und ist, vertieft auf einzelne Themen einzugehen, die sich in der permanenten Ausstellung nicht umsetzen lassen. Doch leider fehlt es den Museen oft am Platz – und am Geld. Und so wurde aus der Sonderausstellung immer öfter eine Wanderausstellung und aus der Not eine Tugend. Das Prinzip ist: Dank der freundschaftlichen Zusammenarbeit unter den Museumsleuten in der Schweiz begann man schon früh, sich die jeweiligen Ausstellungen gegenseitig auszuleihen. Anfangs transportierten die Verantwortlichen ihre Tafeln und Vitrinen noch persönlich zu ihren Kollegen. Das ist heute nicht mehr möglich: Die Ansprüche an die Ausstellungen wuchsen – und damit auch die zu transportierenden Volumen. Also koordinieren die Museumsverantwortlichen in der Regel an der jährlichen Museumstagung ihre Ausstellungspläne.

Rund zwei Jahre Vorbereitungszeit braucht es, um eine Wanderausstellung auf den Weg zu bringen. Thomas Briner: «Wir müssen oft externe Spezialisten wie Szenografen, Grafiker, Schreiner ... beiziehen. Da kommen wir bei den Kosten schnell auf einen sechststelligen Betrag. Deshalb können wir nur alle zehn Jahre eine grosse Wanderausstellung realisieren. Gemeinschaftsproduktionen helfen, die Kosten zu senken und die unterschiedlichen technischen und personellen Ressourcen zu nutzen. So produzierten wir 1993 gemeinsam mit dem Naturmuseum Olten und dem Kantonsmuseum Baselland eine Fledermausausstellung mit dem Untertitel «schattenhaft, fantastisch, bedroht». Im Jahr 2000 realisierten die drei Museumsstandorte St. Gallen, Luzern und Solothurn drei gemeinsame Ausstellungen unter dem Titel «HiTech Natur», mit den Schwerpunkten «Wachsen und Bauen», «Alles in Bewegung» und «Von Sinnen». 2009 gingen wir wiederum mit der über Jahre aufgebauten Sammlung einheimischer Fische auf Tournee und 2023 lautete das Thema «Spuren – Fährten, Frass und Federn». Diese Ausstellung wird wohl bis 2029 auf Wanderschaft sein.»

« Wir sind Missionare für Begeisterung an der Natur »

Ein Gespräch mit Dr. Thomas Briner,
Leiter des Naturmuseums Solothurn seit 2011

Thomas Briner, die Geschichte der Naturmuseen reicht bis in die griechische Antike zurück. Naturmuseen waren Raritäten- und Kuriositäten-sammlungen, Panoptiken, Schatzkammern und Naturkabinette. Was ist heute die Rolle und Aufgabe eines Naturmuseums und insbesondere des Naturmuseums Solothurn?

Thomas Briner: In erster Linie wollen wir die Menschen begeistern. Unser Herz schlägt voll und ganz für die Natur, für die Ausstellungen und für die Besucher. Diese Begeisterung hat fast schon Tradition, und zwar seit der Neueröffnung des Museums im Jahr 1981. Als Museumsleiter muss ich heute viel mehr auf die Öffentlichkeit zugehen, auch über die Medien kommunizieren. Wir zeigen hier in Solothurn, dass wir Solothurner stolz sein können auf dieses Haus, auf unsere herausragende Sammlung, aber auch auf unsere Arbeit. Wenn das Museum als aktives Museum wahrgenommen wird, so «gluschtet» es die Besucher viel mehr, einmal vorbei zu kommen. Insofern sind wir alle hier am

Museum Missionare für die Begeisterung an der Natur, an unserer Sammlung.

Das war aber nicht immer so.

Richtig. Das Naturmuseum Solothurn hat in den zurückliegenden zwei Jahrhunderten eine unglaubliche Entwicklung vollzogen: In den Anfangsjahrzehnten ging es vor allem ums Entdecken und um die wissenschaftliche Bewertung und Einordnung dieser ersten Funde, etwa von fossilen Urtieren. Unter Franz Josef Hugi, Franz Lang, aber auch unter Isaak Bloch standen somit die Erforschung der Natur und der Aufbau und die Pflege der Schausammlung im Mittelpunkt. Mit der zunehmenden Spezialisierung in den zurückliegenden Jahrzehnten hat sich dann einiges akzentuiert: Heute steht das Museum primär auf den Säulen Sammeln, Bewahren, Forschen und Vermitteln. Wir sind also nicht mehr in erster Linie ein Forschungsmuseum. Unser Fokus liegt vielmehr auf dem Bereich Vermittlung. «Vermittlung» heisst nach unserem Verständnis immer: die Natur unserer Region, die Sammlung

den Menschen näher zu bringen, sie dafür zu begeistern und auf diese Weise die Wertschätzung und Empathie der Menschen für die Natur zu wecken oder zu fördern. Dabei setzen wir auch auf kreative Elemente und Aktionen, um die Natur im wahrsten Sinne zu vermitteln und begreifbar zu machen.

Der Bereich Forschung ist aber auch heute noch wichtig, wie schon bei Hugli und Lang. Wir setzen dabei aber auf die Zusammenarbeit mit externen Forschungsinstituten. Dritte forschen heute mit unseren Sammlungsobjekten. Wir arbeiten also eng mit nationalen und internationalen Forscherinnen und Forschern zusammen, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Ein Beispiel: Die Schildkröten von Hugli werden nach wie vor oft in Studien miteinbezogen, beispielsweise um neue Erkenntnisse zur Systematik und Evolution von Schildkröten zu gewinnen. Bei unserer eigenen Forschungsarbeit geht es vor allem darum, die hiesige Natur besser zu verstehen. Deswegen betreiben wir immer wieder Monitoring-Projekte, etwa zum Vorkommen bestimmter Arten. Auch in der Methodenentwicklung zum Nachweis seltener Arten sind wir tätig.

Wie kann ein Museum den sich laufend ändernden Ansprüchen seiner Besucherinnen und Besucher immer wieder neu gerecht werden?

Man muss das in Epochen betrachten: Als Walter Künzler im April 1978 die



Die Vermittlungsarbeit durch die Museumspädagoginnen und -pädagogen (hier die Hauptverantwortliche Joya Müller) ist heute ein fester Service-Bestandteil des Museums.

Leitung des Naturmuseums übernahm, begann er, ein ganz neues Museumskonzept für Solothurn umzusetzen. Dieses entsprach dem allgemeinen Trend der Museumsentwicklung im deutschsprachigen Raum. Die Besucherorientierung stand nun im Vordergrund, die Museen hatten neu einen dezidierten Bildungsauftrag und sollten grössere Besucherkreise ansprechen. Das Museum verfolgte nicht mehr das Ziel, möglichst viele Objekte zu zeigen, sondern vermittelt seither eine gesamtheitliche Betrachtungsweise der Natur und der Umwelt. Dabei wird auch der Mensch als Teil dieser Umwelt miteinbezogen. Es gibt somit eine Trennung zwischen den Sammlungen und dem Museum als Ort didaktischer Ausstellungen. Die damit einhergehenden Veränderungen im Angebot waren gleichermassen

ein Epochenbruch, für uns aber wegen der Museumneueröffnung im Frühjahr 1981 auch ein Neuanfang. Walter Künzler brachte die Museumspädagogik ins Haus, präsentierte unser Museum als offenen Lernort. Die Objekte wurden fortan nicht einfach auf Schildern benannt, sondern erhielten ausführliche Texthinweise. Walter Künzler wusste, dass er das Museum in die Herzen der Menschen bringen musste. Das gelang ihm vortrefflich dank der Vermittlungsarbeit, also der damals noch jungen, aber rasch stärker werdenden Museumspädagogik und natürlich mit den neuen, verändert präsentierten Ausstellungen.



Ausführliche Texthinweise und grafische Elemente zu den Objekten sind wichtige Bestandteile der Ausstellung.

Die Neueröffnung 1981 ist nun 26 Jahre her. Kommt es demnächst zu einer neuen Zäsur?

Museumswissenschaftler sagen, dass eine Dauerausstellung alle zehn bis 15 Jahre erneuert werden sollte. In der Praxis geschieht diese Erneuerung nur

alle 25–30 Jahre. Denn so eine Erneuerung kostet viel Geld und birgt Risiken. Nach der erfolgreichen Implementierung der Museumspädagogik durch Walter Künzler begannen wir im Jahr 2011 mit der Erstellung einer Planungsskizze zur Erneuerung der Dauerausstellung. Ziel dieser Erneuerung war einerseits,

« Wo schlafen die Stadtauben, und wer wohnt im kleinsten Hotel der Stadt? »

den Charakter des familiären, nahbaren, interaktiven, spielerischen Museums beizubehalten und allenfalls sogar noch zu verstärken. Andererseits wollten wir neue Themen in die Ausstellung bringen, wie zum Beispiel die Landschaftsgeschichte und andere Themen kompakter gestalten. Ausserdem sollte die Ausstellung ein zeitgemässes Erscheinungsbild erhalten. Jede Ausstellung unterliegt einem Zeitgeist und wirkt irgendwann etwas veraltet. Das wird auch uns nicht anders ergehen.

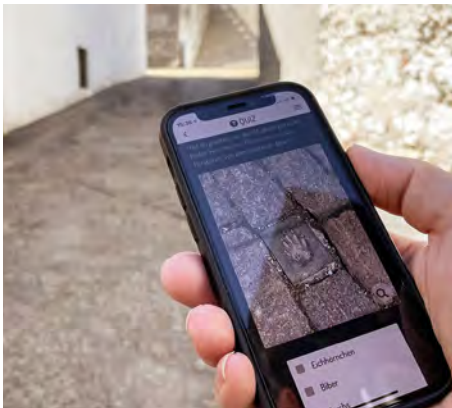
Und wie zeigt sich diese Weiterentwicklung für die Besucher und Besucherinnen konkret?

Das sieht man schon, wenn man das Museum betritt, im Foyer und in der Cafeteria. Man erkennt es auch in der

Ausstellung an unserem modernen Design, an der Neuordnung der Themen, wo wir Lebensräume statt Systematik favorisierten, an der Einbettung der Dinosaurier in die Jurazeit und dass der Mensch in die Natur integriert wird. Ausserdem haben wir neue Formate in die Vermittlung und ins Rahmen-



Ein multifunktionales Foyer bietet den Gästen Sitzgelegenheiten, Lesecke, Cafeteria und Museumsshop.



Die digitale Rätseltour «StadtNatur» schafft Bezüge zwischen den Museumsinhalten und der erlebbaren Natur.

programm aufgenommen, beispielsweise unsere Mittagsführungen, unsere Crashkurse oder die Rätseltouren Dr. Bakteribus. Sehr beliebt ist auch unsere digitale «Schnitzeljagd Stadtnatur». Hier wird man mit dem Smartphone via App durch die Stadt geführt und erfährt auf dem einstündigen Rundgang, wo beispielsweise die vielen Stadtauben schlafen und wer im kleinsten Hotel der Stadt wohnt. Der Bezug der Inhalte im Museum zu der erlebbaren Natur draussen ist uns wichtig.

Diese verstärkte Hinwendung zum Publikum dürfte aufwendig sein.

Das ist richtig. Vieles ist in den letzten 45 Jahren tatsächlich professioneller geworden, obwohl wir im Vergleich zu anderen Museen mit sehr wenig Budget und Personal auskommen müssen. Trotzdem beschäftigen wir heute drei wissenschaftliche Mitarbeiter und eine Museumspädagogin. Ausserdem arbeiten wir mit externen Spezialisten zusammen: mit Grafikern, Szenografen, Handwerkern, Tüftlern, ohne die auch ein Museum nicht auskommt.

Jetzt haben Sie die grossen Linien der Veränderung aufgezeigt. Und wie steht es um das Herzstück des Museums, die Ausstellung?

Die Ausstellung als Herzstück des Museums zu bezeichnen, trifft es nicht ganz. Wir haben ja nicht nur die Daueraus-

stellung, sondern führen immer wieder Wechselausstellungen durch. Daneben haben wir die Sammlung, das war bisher ein Dauerprovisorium im Dachstock der Stadtpolizei. In den nächsten Jahren wird dieses Provisorium aufgelöst. Dann zügelt das Depot in ein modernes und klimatisch geeigneteres Gebäude. Bei dieser Gelegenheit werden wir die Objekte auch gleich reinigen und restaurieren. Schliesslich ist eine unserer Kernaufgaben das Bewahren von Naturschätzen. Dann stellen wir uns die Frage, wie wir mit der wachsenden Zahl der Besucherinnen und Besucher umgehen sollen. Gerade angesichts des sich verändernden Besucherverhaltens gibt es eine Kapazitätsgrenze. Wo liegt die? Wie gehen wir damit um? Das sind Fragen, die uns laufend beschäftigen. Ebenso, wie die Sammlung weiterentwickelt werden kann, welche neuen Sammlungsobjekte hinzukommen sollen.

Steigen die Bestände wie zu Zeiten Hugis und Langs?

Nein, das könnten wir gar nicht verkraften. Aber wir bekommen schon hin und wieder aufsehenerregende Angebote. Da gibt es beispielsweise die «Mineraliensammlung Erzer». Jörg Erzer war ein Lehrer aus Grenchen. Er hatte sein Leben lang Mineralien gesammelt, sein Haus war voll mit Objekten. Als uns diese Sammlung angeboten wurde, mussten wir eine Triage machen: Was können

wir übernehmen, was nicht? Letztlich hat sich dank Erzer die Anzahl der Objekte in unserer Mineraliensammlung verdoppelt. Als nächstes nehmen wir diese Objekte in die Datenbank und in die bestehende Sammlung auf. Das ist ein riesiger Aufwand. Während der Erneuerung der Dauerausstellung kam eine grosse Sammlung Vögel von einem privaten Ornithologen zu uns ans Museum. Das waren qualitativ sehr hochwertige Objekte, ein Glücksfall also, weil wir viele dieser Objekte in der neuen Ausstellung zeigen konnten. Solche Sammlungsneueingänge bergen grosse Chancen für die Ausstellung.



Schenkungen, wie dieser Blumenkohlquarz von Jörg Erzer, bereichern das Naturmuseum sehr.

Und auf der wissenschaftlichen Ebene, was tut sich da?

Einer unserer Wissenschaftler betreut die paläontologische Sammlung. Er hat gerade die Erstellung eines neuen Katalogs zu fossilen Schildkröten abgeschlossen. Daneben betreiben wir Amateurforschung ganz im Sinne der «petite science». Heute sagt man dazu «Citizen Science». Dabei geht es um Forschung an und in der regionalen Natur mit Hilfe der Bevölkerung. Dabei erstellen wir Inventare von bisher selten erfassten Tieren. Vor einigen Jahren beispielsweise baten wir die Bevölkerung Solothurns um Mithilfe. Mit der Aktion «Zeig mir Deine Maus, Katze!» wollten wir ein Kleinsäugetiere-Inventar erstellen. Also baten wir die Bevölkerung um Mithilfe. Wer eine mausende Katze hatte, konnte uns deren Fänge bringen, und wir bestimmten und untersuchten die Objekte dann. Die Ergebnisse flossen dann in den «Atlas der Säugetiere



Citizen Science-Projekte liefern wichtige Daten zur lokalen Tierwelt.

Schweiz und Liechtenstein» ein. Auch bei solchen Buchprojekten arbeiten wir mit, immer auch mit dem Ziel, Arten zu schützen und zu fördern. Beim Projekt «Heckengeister & Klettermeister» ging

«Mit der Aktion «Zeig mir Deine Maus, Katze!» wollten wir ein Kleinsäugetiere-Inventar erstellen.»

es um Bilche, also Schlafmäuse. Mehr als 2 000 Meldungen erhielten wir aus der Bevölkerung. Das war ein grosser und sehr schöner Erfolg.

Nützen derartige Projekte auch dem Umweltschutz?

Sicher. Häufig aber erst indirekt. Wir wollen Aufmerksamkeit und Sensibilität wecken: für die Natur an sich, für natürliche Entwicklungen und natürlich für die Verletzlichkeit natürlicher Systeme.

Also keine Missionsarbeit?

Unter keinen Umständen.

Liegt in der Vermittlungsarbeit die Existenzberechtigung eines heute eher kleinen Naturmuseums wie jenes in Solothurn?

Auch, aber nicht alleine. Alle Museen betreiben heute Vermittlungsarbeit. Unser

Asset ist unsere Grösse, genauer: unsere Kleinheit. Sie ermöglicht uns, Nähe zu schaffen, Übersichtlichkeit herzustellen. Daraus resultiert eine angenehme Atmosphäre, wie sie in grossen Museen – den Elfenbeintürmen der Forschung – aufgrund der grossen Distanz zum Publikum schwer zu erreichen ist.

Auch können wir – wiederum aufgrund unserer Grösse – bei der Vermittlung viel besser auf die museums- und naturwissenschaftsspezifischen Bedürfnisse der Menschen und ihrer Anliegen eingehen.

« KI kann bisher nur abbilden, was an Informationen verfügbar und über Algorithmen neu kombiniert wurde. »

Sind Digitalisierung, Virtual Reality und Künstliche Intelligenz ein Thema fürs Museum?

Mitunter, es gibt eine Menge neuer Konzepte, die in Richtung Künstliche Intelligenz oder VR und dergleichen gehen. Auch wir verschliessen uns den modernen Technologien nicht. In unserer Ausstellung zum 200-Jahr-Jubiläum gibt es beispielsweise eine interaktive Station

mit KI. Wichtig ist, dass die Technologie nicht im Zentrum steht, sondern immer nur Mittel zum Zweck ist, sich also durch sie etwa neue Vermittlungsformen erschliessen lassen. Ganz klar muss man aber sehen, dass die Digitalisierung für uns seit Jahrzehnten wichtig ist. Bereits Walter Künzler liess die Objekte in einer elektronischen Datenbank erfassen. Wir führen dies nun weiter und werden in den nächsten Jahren die Datenbank auf ein neues System migrieren. Davon profitieren auch naturinteressierte Menschen, denn sie können dann übers Internet in unserer Sammlung nach Objekten suchen. Bei der elektronischen Erfassung unserer Sammlung arbeiten wir eng mit anderen naturkundlichen Museen zusammen. Man stelle sich vor: Alleine die Schweizer Naturmuseen verfügen zusammen über 60 Millionen Objekte! Da kommt was zusammen.

Und KI?

KI kann bisher nur abbilden, was in den grossen Speicherzentren der Welt an Informationen und Wissen verfügbar und über Algorithmen neu kombiniert wurde. Auch hier reden wir also bisher nur über neue Ansätze zur Vermittlung von bestehendem Wissen, nicht aber über die Erschaffung von neuem, gesicherten Wissen und Erfahrungen. Wie sich der Einsatz von KI künftig weiterentwickeln wird, lässt sich noch nicht eingrenzen.

Zu Virtual Reality: Der Name sagt es ja schon, es handelt sich dabei nur um eine virtuelle, weil simulierte Darstellungsform, also eine Erweiterung des bisher gängigen Ausstellungsbegriffs. Wenn ein Betrachter beispielsweise eine virtuelle Saurierwelt gezeigt bekommt, mag er glauben zu erahnen, wie sich das damalige Leben anfühlte. Dieses Ahnen aber kann, weil es eben nur simuliert wird, ebenso naheliegend wie irreführend sein und muss mit gesichertem Wissen nichts zu tun haben. VR hängt ja auch von den subjektiven Empfindungen der Betrachter ab. Der eine erlebt diese virtuelle Darstellung des Saurierzeitalters als friedlich, der andere als absolute Bedrohung. Beides hat seinen Ursprung möglicherweise in individuellen Prägung-



KI-Station aus der Ausstellung zum 200-Jahr-Jubiläum des Naturmuseums.

gen. Mit Wissen oder Naturwissenschaft aber hat das nur wenig zu tun.

Welche Schlüsse lassen sich daraus für die Museumsarbeit ziehen?

Wir erschaffen – gerade in der Paläontologie, also in der Wissenschaft von Lebewesen vergangener Erdzeitalter, aus denen es weder Zeitzeugen noch Fotos gibt – Bilder in den Köpfen. Wir machen dies auf dem möglichst aktuellsten Stand des Wissens, aber trotzdem bleibt das natürlich eine gewisse Fiktion. Mit dieser geschaffenen Authentizität schaffen wir auch emotionale Nähe, wenn wir diese vergangenen Welten der Paläontologie aufleben lassen. VR kann dabei eine weitere Stufe sein, nach dem zweidimensionalen gezeichneten Bild. Sie kann also durchaus helfen, Wissen zu vermitteln. Aber man muss natürlich vorsichtig sein, damit man nicht unrealistische Fantasiewelten vorgaukelt, und die Sinne der Besucherinnen und Besucher nicht überfordert. Viele fühlen sich nicht wohl, mit einer VR-Brille auf dem Kopf. Da kann die Technik auch stark vom Inhalt ablenken.

Dann gehen wir zurück zum Kernauftrag des Naturmuseums Solothurn.

Das Naturmuseum zeigt Natur in all ihrer Dynamik, Entwicklung und Komplexität. Und wir zeigen, welchen Einfluss die Natur auf den Menschen nimmt und umgekehrt.



Mit Hilfe der Bevölkerung konnte zum ersten Mal seit über hundert Jahren ein Gartenschläfer im Kanton Solothurn nachgewiesen werden.

Ganz im Sinne Hugis, Langs und Blochs also?

Wir sind in der neueren Zeit noch einen Schritt weitergegangen, indem wir uns weitestgehend auf die heimische Natur beschränkten, also keine Exoten wie Leoparden und Löwen mehr zeigen.

Sondern zum Beispiel Wölfe.

Beispielsweise. Viele Kinder sind fasziniert von ihnen. Ein weiterer Punkt: Wir arbeiten nicht nur mit Profis, also international tätigen Wissenschaftlern zusammen, sondern auch mit Amateuren und mit naturinteressierten Laien, die uns auf ausserordentliche Funde oder Veränderungen in der Natur hinweisen.

Ich meinte, gelesen zu haben, ein Gartenschläfer sei in der Nähe gesichtet worden.

Der Fall trug sich vor drei Jahren in Büsserach (SO) zu. Da fand ein Mann, eben ein naturinteressierter Laie, in einem Vogelnistkasten einen Gartenschläfer und schickte uns das Foto.

« Wir sind Mittler,
Übersetzer. »

Eine Sensation! Das Tier wurde in unserer Gegend seit mehr als hundert Jahren nicht mehr gesichtet. Der Mann wurde

durch unser Citizen Science-Projekt «Heckengeister und Klettermeister» auf die Schlafmäuse aufmerksam.

Wie definieren Sie Citizen Science?

Das ist die Einbindung der Bevölkerung in unsere Wissenschafts- und Museumsarbeit. Daran kann man sehr gut sehen, was für eine Breiten- und Tiefenwirkung so ein Naturmuseum erzielen kann. Wenn in der Solothurner Zeitung ein Bericht wie jener über den Gartenschläfer zu lesen ist, registrieren wir jeweils, dass die Menschen hier die Natur viel aufmerksamer wahrnehmen. Ein positiver Dominoeffekt also.

Gleichzeitig arbeiten Sie auch mit Forschungsinstituten zusammen.

Richtig. Man kann unser Wirken bildlich mittels eines Sterns darstellen. Unsere



In Wanderausstellungen übersetzen wir neue Forschungserkenntnisse in eine für möglichst viele Menschen verständliche Sprache.

Arbeit strahlt sowohl in die Bevölkerung als auch in die Wissenschaft hinein. Wir dürfen aber auch nicht die diversen Museumsnetzwerke vergessen, denen wir angehören. Dort fließt unser Wissen ebenfalls mit ein. Zum Beispiel mittels Ausstellungen, die wir machen und die auf Wanderschaft gehen, oder mittels unserem Mitwirken in verschiedenen Arbeitsgruppen. Gesamthaft betrachtet, sehen wir uns als Mittler und Übersetzer im Vielgestirn der Naturwissenschaft.

Gehört zu diesem Vielgestirn auch die Politik?

Wenn mit dieser Frage gemeint ist, ob wir als Naturmuseum politische Standpunkte vertreten oder uns gar für Kampagnen einspannen lassen, lautet die Antwort ganz klar: Nein!

Aber es läge doch nahe, gemeinsame Sache, sagen wir mal mit Greenpeace zu machen. Die sind doch für den Naturschutz.

Wir sind ein Museum, ein wissenschaftlicher Betrieb und keine NGO! Ich will mal an einem Beispiel klarmachen, wie wir funktionieren: Vor einigen Jahren hatten wir eine der heftigeren Phasen in der ja immer wieder aufkommenden Wolfsdebatte. Die einen wollen den Wolf abschaffen oder seinen Bestand reduzieren, die anderen wollen ihn schützen. Die Fronten waren verhärtet, der Ton war rau. Da bat mich der Kampagnen-

leiter einer grossen Naturschutzorganisation, seine Kampagne zu unterstützen. Mit Namen und Logo auf Plakaten also. Ich lehnte ab. Daraufhin nannte er mich nicht etwa einen Angsthase, das hätte

« Wir sind ein Museum, ein wissenschaftlicher Betrieb und keine NGO! »

ja wenigstens halbwegs zum Naturmuseum gepasst, sondern einen Feigling. Ich sag Ihnen eines: Dieser Feigling bin ich gerne. Denn der Auftrag wissenschaftlicher Institutionen, wie Universitäten, Hochschulen und Museen ist es, Wissen zu generieren und zu vermitteln, und zwar neutral und wissenschaftsbasiert. Nur dann sind wir glaubwürdig in dieser herausragenden Rolle als Mittler zwischen den Welten.

Wieso zwischen den Welten?

Man muss den gesamten Wissenschaftsbetrieb genauer betrachten: Da gibt es einerseits die klassische Naturwissenschaft, die heute beispielsweise hochspezialisiert unter anderem mit molekularbiologischen Methoden arbeitet, etwa um die Evolution noch besser verstehen zu können. Auf der anderen Seite gibt es – wie schon vor zwei Jahrhunderten – die zahlreichen Lokalforscher, oft auch

Amateurforscher, oder «petite science» genannt. Beide Seiten brauchen einander, sie sind essentiell aufeinander angewiesen. Es ist eine der Aufgaben der Naturmuseen, diese beiden Seiten immer wieder zusammenzubringen und auch zum Informationsfluss zwischen ihnen beizutragen. Davon profitiert letztlich auch die Museumsarbeit.

Inwiefern?

Neuere Entwicklungen zeigen, dass Naturmuseen zunehmend interaktive und zugängliche Lernumgebungen und auch Forschungsmethoden einsetzen, um zur Bewältigung aktueller ökologischer Herausforderungen beitragen zu können. Dabei sind wir auf das Know-how aus universitärer Forschung und der Lokalforschung angewiesen. Nur auf



Seit Anbeginn des Museums werden die fossilen Schildkröten immer wieder wissenschaftlich bearbeitet. Ein neuer Katalog führt alle Sammlungsstücke des Museums auf.

diese Weise können wir als Multiplikator wirken und sowohl gesellschaftlichen wie auch wirtschaftlichen Nutzen stiften. Auf der anderen Seite wird mit unseren Museumsobjekten selbst immer wieder wissenschaftlich wertvolle Forschung betrieben. Vor allem in der Paläontologie haben wir jährlich mehrere nationale und internationale Forschungsprojekte, die wir begleiten und unterstützen, indem wir beispielsweise unsere Objekte der Forschung zugänglich machen. Das ist Teil unseres Auftrags.

Dann erstellten meine Kollegen Silvan Thüring und Christian Sprecher kürzlich einen neuen Katalog der fossilen Schildkröten, die aus der Epoche Lang stammen. Denn letztlich ist unsere Sammlung ja ein Naturarchiv etwa zur Dokumentation der Artenvielfalt und als Grundlage für den Schutz und die Förderung der Natur. Insbesondere bei den

Insektenordnungen werden immer wieder Inventare in Buchform zusammengestellt. Sie enthalten Bestimmungshilfen, Kommentare zu Ökologie, Vorkommen und Verbreitungskarten. Davon profitiert etwa die Wissenschaft. Für Solothurn – das ja keine eigene Universität hat – ist dieser Kontakt zu ausserkantonalen Universitäten und Fachhochschulen sehr wichtig. Auch die Betreuung von studentischen Projekten etwa im Rahmen meines Lehrauftrags an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW) ist eine Bereicherung für unser Museum.

Schlägt sich diese Art von Museumsarbeit auch in einem wirtschaftlichen Nutzen nieder?

Die Erkenntnisse der Naturforschung flossen schon vor rund 200 Jahren in die Wirtschaft, aber auch in die Politik mit



Die Ameisenart *Tapinoma magnum* ist eine von 85 invasiven Tierarten, die in der Schweiz nachgewiesen wurden.

ein. Nehmen wir ein aktuelles Beispiel: Die Erkenntnisse zum Thema Biodiversität werden vor allem unter den Gesichtspunkten des Naturschutzes gesehen. Dabei geht manchmal unter, dass von einer möglichst intakten und vielfältigen Natur vor allem der Mensch profitiert: gesundheitlich etwa. Eine gute Gesundheit wirkt sich direkt auf das Wohlbefinden und die Leistungskraft des Menschen aus. Der wirtschaftliche Nutzen von Naturforschung ist somit evident.

Der Verlust der Artenvielfalt ist ein wachsendes Problem.

So ist es. Aktuell gibt es in der Schweiz 85 invasive Tierarten. Die Anzahl dieser invasiven Tierarten wird u. a. aufgrund der veränderten klimatischen Bedingungen, aufgrund der globalen Warenflüsse und der generellen Mobilität weiter wachsen. Diese in unseren Breiten-graden neuen Tierarten richten nicht nur wirtschaftliche Schäden an. Sie rotten ganze Bestände an heimischen Tierarten aus, reduzieren also die Artenvielfalt. Amerikanische Krebsarten beispielsweise brachten die Krebspest, einen Pilz, nach Europa. Die heimischen Krebse gehen an diesem Pilz zugrunde, die invasiven Arten aber sind dagegen grösstenteils immun.

Als Museum erfahren wir früher als andere, wenn es mit einer invasiven Art Probleme gibt, weil wir näher an den Leuten sind. Die auf diese Weise gewon-

nen Informationen speisen wir in unsere Kanäle beispielsweise in Politik und Forschung ein.

«Aktuell gibt es in der Schweiz 85 invasive Tierarten.»

Geben Sie auch Empfehlungen?

Nein, wir sind hier zurückhaltend, sondern zeigen, was war und was ist. Manchmal skizzieren wir auch erwartbare Entwicklungen. Wir liefern also Entscheidungsgrundlagen, jedoch keine Entscheidungsempfehlungen. Würden wir als Museum politisch argumentieren oder handeln, wäre unsere Glaubwürdigkeit dahin.

Ganz generell: Durch Corona hat die Wissenschaft an Glaubwürdigkeit verloren, sagen manche Bürger. Spürt man diese Entwicklung auch in der Museumsarbeit?

Überhaupt nicht, im Gegenteil. Da muss man auch unterscheiden: In der Schweiz war die Stimmung bei Corona weniger aufgeheizt als etwa in Deutschland. Was aber entscheidender ist: Das deutsche Institut für Museumsforschung fand 2023 in einer Befragung heraus, welche Institutionen besonders vertrauenswürdig sind. Auf den ersten Platz setzten die Befragten «Familie und Freunde».

Auf Platz zwei folgten die Museen. Wir haben also einen hohen Vertrauensgrad. Dieser hängt – ein weiteres Ergebnis der Befragung – auch damit zusammen, dass Museen in ihrem Auftreten als «neutral» wahrgenommen werden.

Lassen sich aus dieser Befragung weitere Schlüsse ziehen?

Ja, es lässt sich feststellen: Die Befragten stufen vor allem jene Institutionen hoch ein, die keine Form von Indoktrination und Beeinflussung aufweisen. Das zeigt, wir liegen richtig mit unserer neutralen Vermittlungsarbeit.

ist darauf zu achten, dass ein Museum sich nicht irgendwelchen Strömungen unterwirft.

Was ist von einem Naturmuseum der Zukunft zu erwarten?

Wie gesagt, ein Naturmuseum zeigt auf, was in der Natur war und was gegenwärtig in der Natur ist. Es geht dabei aber nicht nur um Momentaufnahmen, sondern auch darum, Veränderungsdynamiken aufzuzeigen. Dazu ist das Museum mehr denn je auch ein Ort des Austausches, ein Ort des Zusammenkommens beispielsweise von Genera-

« Würden wir als Museum politisch argumentieren oder handeln, wäre unsere Glaubwürdigkeit dahin. »

Heisst das im Umkehrschluss, dass sich ein Naturmuseum vor dem Zeitgeist hüten sollte?

Nein, dann wären wir ja im Elfenbeinturm. Ich glaube, jede Zeitströmung der zurückliegenden 200 Jahre beeinflusste die Museumarbeit in gewisser Weise. Das gilt für die Zeit der Aufklärung ebenso wie für die 1968er Jahre, in denen Walter Künzler die Öffnung des Museums gegenüber dem breiten Publikum forcierte. Und es wird auch in der Zukunft so sein, dass der Zeitgeist auf die Museumarbeit Einfluss nimmt. Gleichzeitig

tionen. Wir werden also in Zukunft nicht nur hinsichtlich Wissensvermittlung wichtig sein, sondern auch als ein Raum wahrgenommen werden, der eine soziale Funktion erfüllt. Vice versa heisst dies, dass Museen künftig tendenziell partizipativer werden müssen, also die Besucherinnen und Besucher auf verschiedenen Ebenen miteinbeziehen.

Gibt es dazu ein Beispiel?

Nehmen wir den Menschen an sich: Natürlich ist der Einfluss des Menschen durch Umweltzerstörung beklagenswert.

Der Mensch ist in seiner Umwelt aber nicht nur ein Negativ-, sondern oft auch ein Positiv-Faktor. Und das trifft sowohl auf den Menschen als Spezies zu als auch auf jede Person, die mit ihrem Handeln natürliche Entwicklung fördert. Auf dieser Ebene und zu derartigen Themen mit unseren Besuchern und Besucherinnen in Kontakt zu treten, das wird mehr und mehr unsere Aufgabe sein. Das ist ein iterativer Prozess, aus dem tolle Entwicklungen hervorgehen können. Nehmen wir als Beispiel die Aufstellung von Wildbienen-Hotels. Man findet sie mittlerweile an allen möglichen Orten, ebenso die Initiativen zugunsten von Wildblumenwiesen oder Heckenpflanzaktionen. Das sind phantastische Beispiele nicht nur für den positiven Einfluss des Menschen auf die Natur, sondern auch für das Funktionieren des Austauschs etwa zwischen Museum und seinen Gästen. Letztlich schafft man auf diese Weise eine positive Dynamik, die viel entfalten kann.

« Der Mensch ist in seiner Umwelt oft auch ein Positiv-Faktor. »

Was ist von der Naturwissenschaft noch erwartbar?

Diese Frage ist nicht beantwortbar, denn wir wissen zwar, was wir wissen, wir wissen aber nicht, was wir nicht wissen.

Und selbst jenes Wissen, das heute als gewiss gilt, kann schon morgen hinterfragt oder entwertet werden, weil beispielsweise neue Technologien oder Verfahren entwickelt werden, die uns die Welt nicht nur der Naturwissenschaften mit ganz neuen Augen sehen lassen.

« Wissen kann schon morgen hinterfragt oder entwertet werden. »

Die Naturwissenschaft und die Naturmuseen sind somit noch lange nicht am Ende.

Sie werden nie am Ende sein, solange wir offen sind für neue Fragestellungen und für neue Erkenntnisse. Diese wissenschaftliche Sicht der Dinge, dass also stets auch in der Natur und in der Naturwissenschaft Neues zu erwarten ist, könnte ein Thema sein, das in der Museumsarbeit der Zukunft verstärkt in den Mittelpunkt rückt.

Kommen wir zu einer profaneren Frage: Jedes Naturmuseum sieht sich heute einer grossen Konkurrenz ausgesetzt. Überall hat es heute Möglichkeiten des Vergnügens, der Ablenkung, des Betätigung ... Wie geht ein Naturmuseum mit diesem Konkurrenzdruck um?

Nun, das Angebot der Freizeitangebote ist in den letzten Jahrzehnten tatsächlich grösser geworden. Einen Europapark hat



Besuche der Ausstellungen sollen allen Bevölkerungsschichten möglich sein und sind deshalb kostenlos. Wer möchte, kann den Bettelraben am Eingang füttern.

es vor fünfzig, hundert oder zweihundert Jahren ebenso wenig gegeben wie Geocaching oder Bungeejumping. Man muss sehen: Diese Angebote zielen auf die Erzeugung und Mehrung von vorübergehendem Vergnügen ab und sind somit keine direkte Konkurrenz zu einem Naturmuseum.

Das Naturmuseum: eine der letzten Krippen für geistige Nahrung?

Ganz so krass würde ich es nicht ausdrücken. Aber die Richtung stimmt. Wir vermitteln Wissen, die anderen Vergnügen. Und während die Lust des Ver-

gnügens bald einmal vergeht, bleibt das Wissen und das Interesse daran.

Bei den Vergnügungststätten rollt der Rubel und beim Naturmuseum?

Wie erwähnt, wir verlangen im Unterschied zu den Vergnügungsparks keinen Eintritt. Der Besuch eines Museums soll für alle Bevölkerungsschichten möglich sein. Der freie Eintritt alleine garantiert aber noch keine hohen Besucherzahlen. Das heisst, wir müssen uns laufend inhaltlich und auch optisch erneuern, das Museum, die Ausstellung optimieren, die Sammlung pflegen. Wir führen über

das ganze Jahr unterschiedlichste Sonderausstellungen, Kinderanlässe, Vortragsveranstaltungen, Exkursionen und Mittagsführungen durch. Nicht zu vergessen: Wir heissen jedes Jahr rund 200 Schulklassen willkommen und zeigen ihnen die Welt der Natur. Das heisst aber auch, dass wir laufend attraktive Inhalte, Konzepte und Projekte entwickeln müssen, um attraktiv zu bleiben. Dafür müssen wir Fundraising bei Stiftungen, Unternehmen und Einzelpersonen betreiben. Erfolg haben wir bei denen aber nur, wenn wir nachweisen können, dass unser Tun echte Relevanz hat.

« Wir verlangen im Unterschied zu den Vergnügungsparks keinen Eintritt. Der Besuch eines Museums soll für alle Bevölkerungsschichten möglich sein. »

Und? Hat es Relevanz?

Die Zahlen sprechen für sich: Im Jahr 2024 zählte das Naturmuseum Solothurn 55 000 Besucherinnen und Besucher. Damit gehören wir zu den 10 Prozent der besucherstärksten Museen in der Schweiz. Das freut uns riesig.

Zur Person



Thomas Briner studierte an der Universität Bern Biologie und schloss seine Doktorarbeit mit der Erforschung von Feldmäusen ab. Die kleinen Säugetiere beschäftigen ihn bis heute. Ebenfalls nie mehr losgelassen hat ihn die Faszination für die Museumsarbeit, seit er nach dem Studium als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bündner Naturmuseum gearbeitet hat.

Mit Ausstellungen, Führungen und einer aktiven Öffentlichkeitsarbeit gibt er seine Begeisterung für die Natur weiter.

HISTORISCHER STEINWURF #10



Grossbaustelle während Jahrhunderten

Könnten Häuser sprechen, das Gebäude des Naturmuseums Solothurn am Klosterplatz hätte viel zu erzählen.

Ein Blick zurück zeigt: Ruhig ging es auf dem Gelände des heutigen Naturmuseums nie zu: Im 16. Jahrhundert wurde an dieser Stelle ein wohl stattliches Wohnhaus erbaut. Im Jahr 1700 erfolgte der Abbruch der vier westlich vorgelagerten Häuser. Die Adresse Klosterplatz 2 gewann damit innerhalb des so geschaffenen Ensembles an Gewicht. 1758 und 1759 wurde das Gebäude zu einem Fruchtmagazin umgebaut. Doch schon 1767 wurden dort nicht länger Ackerfrüchte und Getreide eingelagert, sondern Waffen und militärische Ausrüstungsgegenstände. Während dreissig Jahren wurde das Gebäude als Zeughaus genutzt. 1797 erfolgte schliesslich im Parterre die Umnutzung zur Fleischschaal (Schaal: alter Ausdruck für Schlachthaus). Gleichzeitig erhielt das Gebäude einen säulengestützten, kühlenden Laubengang, um die Haltbarkeit des Fleisches zu verbessern. In den Jahren 1836 und 1837 erfolgten dann der Umbau und die Erweiterung des Hauses zum Knabenschulhaus, in dem immerhin 520 Schüler unterrichtet wurden. 137 Jahre später erfolgte schliesslich der 1978 abgeschlossene Umbau zum Naturmuseum. Dabei wurde das Gebäude neu fundiert und vollständig entkernt. In den Jahren 1998 und 1999 musste der Dachstock energetisch saniert werden. Dabei entstanden zusätzliche Büroräume, die Bibliothek und Räumlichkeiten für die Insekten-sammlung.

Seitdem wurde der Klosterplatz 2 nie mehr zur Grossbaustelle. Lediglich kleinere Umbauten fanden seit 2010 statt. Und dennoch wird – vor allem der vielen Kinder und Schulklassen wegen – das Naturmuseum weiterhin ein Ort der hoffnungsvollen Unruhe bleiben.

Thomas Briner: «Es ist für uns nicht nur wichtig, zu den Ausstellungen zu schauen und hier top zu sein. Auch dem Gebäude muss Sorge getragen werden. Letztlich können wir so die Kosten niedrig halten. Ich bin froh, dass die Verantwortlichen der Stadt Solothurn ebenso denken. So ist unser Gebäude grundsätzlich immer in einem guten Zustand und kann sukzessive weiterentwickelt werden. Das kommt wiederum den Ausstellungen zu gute.»

HISTORISCHER STEINWURF #11



HURN

RLINGE

Erbschaft für das Museum



Faltern und Schmetterlingen: Eisa Obrecht vom Naturmuseum kann froh sein, dass der verstorbene abgelehnten fein säuberlich festhielt, wo und wann er welche Insekten gefunden hat.



und. Schon jetzt weiss Expertin Obrecht: «Die aus der Sammlung Schmassmann erlobenen Das älteren Tiere sind mehr als

das macht die Sammlung wissenschaftlich äusserst interessant», erklärt Obrecht weiter. Die älteren Tiere sind mehr als

Die Sammlung wird ka je im Museum zu sehen s «Am Licht verblassten die Inse ten sehr schnell und neben

«Man muss auch mal «Nein!» sagen können»

Sammlungen sind das A und O, das Herzstück eines Museums. Erst durch eine eigene, identitätsbestimmende Sammlung wird ein Museum zu einem Museum. Umso wichtiger ist es für die Leitung eines Museums, ständig ein Auge auf eben diese Sammlungen zu haben, sich immer wieder zu fragen, welche Strategie entwickelt und welche Nutzen gestiftet werden sollen, und wie die Sammlung vervollständigt und bewahrt werden kann.

An einen signifikanten Ausbau der Naturmuseum-Sammlung sei nicht mehr zu denken, sagt Thomas Briner, der Konservator des Solothurner Naturmuseums. «Wir verfolgen eine passive Sammlungsstrategie, müssen also auch mal «Nein» sagen können.» Wenn aber aufmerksame Privatpersonen ihre Fundstücke oder Nachlässe dem Museum überliessen, dann mache man immer wieder Ausnahmen.

Doch selbst bei diesen Ausnahmen braucht es Regeln. Und die lauten: Ein Sammlungsobjekt ist nur dann wertvoll, wenn es Seltenheitswert hat und alle Daten über den Finder, den Fundort, das Funddatum und die Fundumstände etc. bekannt sind. Denn das Objekt muss in der Museumsammlung – auf ewig! – eindeutig identifizierbar und auffindbar sein.

Was grundsätzlich logisch und einfach klingt, führt trotz Digitalisierung zu einem immensen Aufwand. Thomas Briner: «Es ist die Arbeit, die von aussen kaum gesehen wird, aber ohne die ein Museum nicht funktionieren kann.»

Wie aufwendig die Integration von Schenkungen bisweilen sein kann, illustrieren die beiden nachfolgenden Beispiele:

Mehr als 10 000 Fossilien und Mineralien wurden dem Naturmuseum 2016 aus dem Nachlass des Grenchner Lehrers Jörg Erzer angeboten. Thomas Briner: «Nur 4 000 konnten wir nehmen. Und seitdem arbeiten wir an deren Integration. Sie müssen gesichtet, fotografiert, inventarisiert, digitalisiert und archiviert werden. Da geht einem die Arbeit nicht so schnell aus.»

Abgeschlossen ist hingegen die Integration der Sammlung von Hector Schmassmann. Von ihm stammen rund 40 000 Schmetterlinge. Die Integration dauerte insgesamt rund 20 Jahre.

Trotz des hohen Integrationsaufwandes freut sich die Museumleitung über jede Donation. «Was immer unsere Sammlung vervollständigt und ein Abbild der Natur unserer Region darstellt, ist herzlich willkommen.»

- S. 10: Stadtarchiv Grenchen, StAG_F.00.3_Dig54, Foto: Friedrich Müller (1860–1923).
- S. 11: Stadtarchiv Grenchen, StAG_F.00.9_Dig62.
- S. 12: Staatsarchiv Thurgau, Slg. 2.6.2/235.
- S. 13: Stadtarchiv Landshut, Stich von Heinrich Adam (Bild oben).
- S. 13: Maler unbekannt. Foto: Andreas Praefcke (Bild unten).
- S. 14: Aus: Geschichte der wissenschaftlichen Sammlungen in Solothurn (Stampfli 1988). Original BüASO. Repro: M. Hochstrasser.
- S. 15: Aus dem Film: «California Typewriter», @californiatypewritermovie.com.
- S. 17: NMSO, Silvan Thüring (Bild oben).
- S. 17: Bleistiftzeichnung von L. Haug. Foto: Max Dörfliger (Bild unten).
- S. 18: Archiv der Bürgergemeinde Bern, GA SANW 734 (3).
- S. 19: Postkarte aus dem Sammlungsbestand des Dorfmuseums Feldbrunnen St. Niklaus. Reproduktion: Stiftung Franz Kaufmann.
- S. 20: Aus: Recherches sur les ossemens fossils (G. Cuvier 1824).
- S. 21: NMSO. Foto: Max Dörfliger.
- S. 24: Archiv NMSO.
- S. 25: Aus: Ouresiphóites Helveticus, sive Itinera per Helvetiæ alpinas regiones facta (J.J. Scheuchzer 1723). Reproduktion: Houghton Library, Harvard University.
- S. 27: Aus: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Solothurn(1904–1906). Farbige Tuschzeichnung von F.V. Lang. Personendarstellung von M. Disteli. Kunstmuseum Olten. Reproduktion Zentralbibliothek Solothurn.
- S. 31: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Stiftung Luftbild Schweiz, LBS_H1-022213. CC BY-SA 4.0 (Bild oben).
- S. 31: J. Bettannier, «Glacier inférieur de l'Aar», in Louis Agassiz, «Études sur les glaciers», 1840 (Bild unten).
- S. 32: Rätisches Museum Chur, Ölbild von Martin Disteli.
- S. 33: Kunstmuseum Olten, Aquarell von Martin Disteli.
- S. 35: Kunstmuseum Olten, Feder über Bleistift, Aquarell und Gold auf Velin von Martin Disteli.
- S. 37: Archiv NMSO. Foto: Thomas Briner (Bild oben).
- S. 37: Wikimedia Commons, Public Gestumblindi, CC0 1.0 (Bild unten).
- S. 38: Staatsarchiv des Kantons Bern, FN Nydegger 9299. Foto: Walter Nydegger (Bild oben).
- S. 38: NMSO. Foto: Hannes Fluri (Bild unten).
- S. 40: NMSO. Foto: Christian Meyer (Bild oben).
- S. 40: NMSO. Foto: Jürg Stauffer (Bild unten).

- S. 43: Kunstmuseum Solothurn, Öl auf Leinwand, Albert Anker.
Foto: Stefan Hostenstein.
- S. 44: Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- S. 46: Archiv Kantonale Denkmalpflege Solothurn.
- S. 47: Archiv NMSO. Fotos: Thomas Briner (Bilder oben).
- S. 47: Archiv NMSO (Bild unten).
- S. 49: Herbarium Bernense, CC BY 4.0 (Bild oben links).
- S. 49: NMSO. Foto: Nicole Hänni (Bild oben rechts).
- S. 49: NMSO. Foto: Nicole Hänni (Bild unten).
- S. 51: Aus: Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft (1884–1887), Band 7, Heft 4.
- S. 52: Aus: Die Urwelt der Schweiz (O. Heer 1865).
- S. 53: NMSO. Foto: Christoph Germann.
- S. 56: NMSO. Foto: Kurt Möri (Bild oben).
- S. 56: Archiv NMSO (Bild unten).
- S. 58: Foto: Miriam Sager (Bild oben).
- S. 58: NMSO. Foto: Thomas Briner (Bild unten).
- S. 60: Foto: Andrea Campiche (Bild oben).
- S. 60: NMSO. Foto: Franz Gloor und Roland Schneider (Bild unten).
- S. 65: Archiv NMSO.
- S. 66: Wikimedia Commons, Gestumblindi, CC0 1.0.
- S. 68: Postkarte aus dem Archiv NMSO, Scan.
- S. 69: NMSO. Foto: Thomas Briner (Bild oben).
- S. 69: NMSO. Foto: Max Dörfliger (Bild unten).
- S. 70: NMSO. Foto: Max Dörfliger.
- S. 71: NMSO. Foto: Nicole Hänni.
- S. 72: NMSO. Foto: Max Dörfliger (Bild oben).
- S. 72: NMSO. Foto: Max Dörfliger (Bild unten).
- S. 73: Archiv NMSO, H. König. Foto: Thomas Briner.
- S. 74: Foto: Nicole Hänni.
- S. 75: NHM.AT. Foto: Pascal Querner.
- S. 76: NMSO. Foto: Max Dörfliger.
- S. 78: Archiv NMSO, Aus: Mitt. Natf. Gesell. 4/16 (1911).
- S. 79: Archiv NMSO, Aus: Mitt. Natf. Gesell. 6/18 (1920).
- S. 80: NMSO. Foto: Silvan Thüning.
- S. 82: NMSO. Foto: Andreas Schäfer (Bild oben).

- S. 82: NMSO. Foto: Nicole Hänni (Bild unten).
- S. 84: Illustration: Walter Künzler (Bild oben).
- S. 84: Foto: Thomas Briner (Bild unten).
- S. 88: NMSO. Foto: Max Dörfliger.
- S. 89: NMSO. Foto: Max Dörfliger (Bild oben).
- S. 89: NMSO. Foto: Max Dörfliger (Bild unten).
- S. 90: NMSO. Foto: Max Dörfliger.
- S. 91: NMSO. Foto: Max Dörfliger.
- S. 92: NMSO. Foto: Max Dörfliger (Bild oben).
- S. 92: NMSO. Foto: Max Dörfliger (Bild unten).
- S. 93: Archiv NMSO (Bild oben).
- S. 93: Aus: Museen der Stadt Solothurn, Berichte über das Jahr 1976 (Bild unten).
- S. 95: Archiv NMSO.
- S. 96: Plan aus: Museen der Stadt Solothurn, Berichte über das Jahr 1972, Bildmontage: Reto Wahlen.
- S. 97: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv / Com_L22-0958-0003-0003, CC BY-SA 4.0.
- S. 99: www.week-end-famille.ch/museum-histoire-naturelle-geneve/
- S. 100: NMSO. Foto: Franz Gloor und Roland Schneider.
- S. 102: NMSO. Foto: Franz Gloor und Roland Schneider.
- S. 106: Archiv NMSO.
- S. 107: Foto: Felix Amiet.
- S. 108: Archiv NMSO (Bild oben).
- S. 108: NMSO. Foto: Walter Künzler (Bild unten).
- S. 110: NMSO. Foto: Nicole Hänni (Bild oben).
- S. 110: Archiv NMSO (Bild unten).
- S. 114: NMSO. Foto: Nicole Hänni.
- S. 115: NMSO. Foto: Nicole Hänni.
- S. 116: NMSO. Foto: Silvan Thüring (Bild oben).
- S. 116: NMSO. Foto: Silvan Thüring (Bild unten).
- S. 117: NMSO. Foto: Silvan Thüring.
- S. 118: Gestaltung: Reto Wahlen.
- S. 120: NMSO. Foto: Mayk Wendt.
- S. 122: NMSO. Foto: Nicole Hänni.
- S. 123: Visualisierung: Reto Wahlen.
- S. 121: Foto: Erich Linz.

- S. 124: Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart (SMNS), Foto: A. Bellersheim.
- S. 128: NMSO. Foto: Nicole Hänni.
- S. 129: NMSO. Foto: Mayk Wendt.
- S. 130: Archiv NMSO (Bild oben).
- S. 130: Archiv NMSO (Bild unten).
- S. 132: Aus: Solothurner Zeitung, 19. Oktober 2005 (Bild oben)..
- S. 132: NMSO. Foto: Silvan Thüring (Bild unten).

- Baedecker, Karl: *Die Schweiz, nebst den angrenzenden Theilen von OberItalien, Savoyen und Tirol*, in: Handbuch für Reisende, Baedeker's Reisehandbücher, Leipzig, Verlag von Karl Baedeker, 1889.
- Bloch, Dr. Isaak: *Zur Eröffnung des neuen Museums in Solothurn*, in: Neue Zürcher Zeitung v. 29. Juli 1902, No. 208 Morgenblatt, Seite 1 f., Zürich, 1902.
- Gisi, M.: *Nachruf auf Franz Vinzenz Lang*, in: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, Anton Bettelheim (Hrsg.), Druck und Verlag Georg Reimer, Berlin, 1900.
- Hänggi, Hannes: *Amanz Gressly – Pionier der Geologie*, in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Heft 43, Solothurn, 2017.
- Hugi, Franz Josef: *Die Erde als Organismus*, Solothurn, 1841.
- Hugi, Franz Josef: *Naturhistorische Alpenreise*, Amiet Lutiger, Leipzig, 1830.
- J. E.: *Nachruf auf Franz Vinzenz Lang*, in: XII. Bericht über die Tätigkeit der Naturforschenden Gesellschaft von Solothurn, Solothurn, 1897–1899.
- Kreiml, Prof. Dr. Josef: *Johann Michael Sailer, ein «Heiliger der Zeitenwende»*, in: Wilhelmstift-Magazin, Band 36, 2020.
- Monteil, Ernest: *Prof. Dr. Franz Lang, Erinnerungen zu seinem 25. Todestage*, Vortrag in der Naturforschenden Gesellschaft von Solothurn am 21. Januar 1924, in: Sonderdruck aus dem Solothurner Wochenblatt, Kommissionsverlag A. Lüthy, Solothurn, 1924.
- Naturhistorische Abteilung des Museums der Stadt Solothurn: Zoologisch-Ethnographische Sektion 1914–1919 (3. Bericht)*, in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Sechstes Heft (XVIII. Bericht), Solothurn, Buchdruckerei Gassmann A.-G., 1920.
- Scheidegger, Tobias: *Der Lauf der Dinge – Materiale Zirkulation zwischen amateurhafter und professioneller Naturgeschichte in der Schweiz um 1900*, in: «Nach Feierabend, Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 7», Diaphanes, Zürich, 2011.
- Stampfli Hans R.: *Amanz Gressly, Lebensbild eines ausserordentlichen Menschen*, in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Band 32, 1986.
- Stampfli Hans R.: *Geschichte der wissenschaftlichen Sammlungen in Solothurn*, in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Band 33, 1988.
- Stampfli, Hans R.: *Der Afrikajäger Franz Xaver Stampfli*, in: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn, Band 36, Seite 125 ff., 1993.
- Strub, Werner: *Heimatbuch Grenchen*, Solothurn, 1949.
- Wagner, Gerhart: *Die Reise des Hugiblocks auf der Mittelmoräne des Unteraargletschers*, Naturhistorisches Museum Bern, 2016.
- Walter, Rainer W.: *Franz Josef Hugi zum 150. Todestag*, Wiki der Stadt Grenchen, 2005.

Das Jubiläumsbuch «Naturschätze im Wandel der Zeit – 200 Jahre Naturmuseum Solothurn» beschreibt nicht nur die Entwicklung des besagten Museums von 1825 bis heute. Im Vordergrund stehen auch und vor allem die facettenreichen Lebens- und Entwicklungsgeschichten jener Menschen, die diesen Auf- und Ausbau mit vorantrieben.

Franz Josef Hugi war ein Getriebener, der unter grossen Opfern und mit kaum stillbarem Wissenshunger 1825 den Grundstein für das heutige Naturmuseum legte. Alle anderen Sammlungsleiter und deren unzählige Unterstützerinnen und Unterstützer stellten ihre persönlichen Motive mehrheitlich hintenan und sich selbst in den Dienst der Sache. Somit zeigt sich gestern wie heute: Es braucht nicht nur Pioniere, um etwas Grossartiges zu schaffen, sondern auch jene, die sich mit Herzblut einem Vorhaben verschreiben und mit langem Atem an dessen Verwirklichung arbeiten.



ISBN 978-3-907754-00-9



9 783907 754009 >